Johannes Goßner

(1773 — 1858)

Goßner, das Kind fromm - katholischer Bauersleute, erlebt als junger katholischer Priester eine klare Bekehrung zu Christus. Trotzdem bleibt er — auch als tapferer und treuer Zeuge Jesu Christi —• bis in sein hohes Mannesalter in der katholischen Kirche. Er war stets ein Gegner jedes Kon- fessionalismus. In Berlin entstanden die beiden Werke, die seinem Glaubens- und Liebeseifer ihren Ursprung verdanken: das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus und vor allem die Goßnersche Missionsgesell­schaft, die in über 100 Jahren fast 300 Mis­sionare buchstäblich „in alle Welt“ hinaus­gesandt hat. Der Schwerpunkt der Arbeit hat sich allerdings immer mehr nach Indien verlagert, wo heute eine junge selbststän­dige indische Missionskirche im Werden ist. Dieses Lebensbild will uns Werk und Bot­schaft eines Mannes näherbringen, dem es immer auf die innere Erneuerung des Menschenherzens und des Gemeindelebens ankam. Gegen nichts hat Goßner mehr ge­kämpft als gegen alles äußere Kirchen- tum. Darum hat dieser Mann allen etwas zu sagen, die heute um das Werden einer neuen Kirche Jesu Christi in unserm Volk und unter den Völkern der Welt ringen. Das Wort vom „Christus in uns und für uns“ kennzeichnet den Inhalt der Botschaft Goßners am treffendsten. Was er als Pre­diger, Seelsorger und christlicher Schrift­steller in die Tiefe und in die Breite ge­wirkt hat, bringt noch heute seine Früchte.

Band 101/102 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Johannes Goßner

Ein Bekenner und Diener Jesu Christi

Von

Hans Lokies

2., durdigesehene Auflage
(6. —10. Tausend)

BRUNN EN-VERLAG-GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

[Der junge Goßner 5](#bookmark2" \o "Current Document)

[Gang durch das Jahrhundert 14](#bookmark3)

[Der Prediger des Evangeliums 32](#bookmark4)

[Der Seelsorger 44](#bookmark5)

[Der Schriftsteller 55](#bookmark6)

[Goßners Anteil an der Inneren und Äußeren Mission . 63](#bookmark7)

1. Das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus . 67
2. Die Goßner-Mission 70

[Persönliches 86](#bookmark8)

[Geschichte der Goßner-Mission 93](#bookmark9)

Copyright 1956 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Der junge Goßner

Der junge Goßner: damit meinen wir im Leben Goßners nur die Zeitspanne bis zu den entscheidenden Erlebnissen in seinem 25. und 26. Lebensjahr. Über die äußeren Daten dieses Lebensabschnitts berichten wir nur ganz kurz, um uns vor allem der inneren Ent­wicklung des jungen Goßner zuzuwenden. Geboren ist Goßner als Kind fromm-katholischer Bauersleute in Hausen bei Waldstätten im bayrischen Schwaben 1773, in dem Jahr, in dem der Jesuitenorden aufgehoben und auch aus Deutschland ausgewiesen wurde. Als Tauftag steht der 14. Dezember fest; er gilt zugleich als Geburtstag. Bis zum 12. Lebensjahre besuchte Goß­ner die Dorfschule in Waldstätten, bis zum 19. das Gym­nasium in Augsburg und bezog dann die Universitäten in Dillin gen und Ingolstadt. Am 9. Oktober 1796 wurde er zum Priester geweiht. Nach einem vierteljährigen Aufenthalt im geistlichen Seminar zu Pfaffenhausen, in dem der junge Priester für seine seelsorgerliche Tätigkeit vorbereitet wurde, ging er als Kaplan zu­nächst nach Stoffenried und vom September 1797 bis zum 21. November 1798 nach Neuburg. Hier in Neu­burg fiel die Entscheidung.

Für den inneren Werdegang Goßners in dieser Zeit haben wir eine unmittelbare Quelle in seinen am 22. Dezember 1794 begonnenen Tagebuchaufzeichnun­gen, die im Jahre 1807 abbrechen. Das Tagebuch, oft mit großen Unterbrechungen geführt, ist von ihm selbst als ein „Geschichtsbuch seines Herzens“ gedacht. Es enthält nur Herzensergüsse, das Geschichtliche und Tatsächliche fehlt fast ganz; aber für die große Wende in Goßners Leben, um die es uns hier geht, ist gerade die ganz innerliche Fassung jener Blätter von unschätz­barem Wert.

Wir werden durch sie in ungemein lebendiger Weise in die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts versetzt.

5

Der Zeitgeist und eine zeitgemäße Weltanschauung haben wie ein Sandsturm das ganze Geistesleben Deutschlands zugedeckt. Die klügelnde Vernunft regiert. Man will nichts glauben und gelten lassen, was nicht vernünftig und natürlich ist. Audi im Religiösen geht es nicht mehr um Wirklichkeiten, sondern nur noch um Begriffe. Gott ist nicht mehr der wirkliche, uns in Jesus Christus und in der Heilsgeschichte geoffenbarte und lebendige Gott, er wird zur Gottesidee verflüch­tigt. „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“: diese allge­mein menschlichen Vorstellungen und Forderungen bilden den Inhalt dieser natürlichen Vernunftreligion. Seltsam nur, daß man sich dabei immer noch für einen guten Christen hält, obwohl das Wort vom Kreuz, von Sünde und Erlösung von fast keiner Kanzel mehr ver­kündigt wird, und zwar weder von einer römischen noch von einer lutherischen oder reformierten. Es kann Vorkommen, daß ein Prediger jener Zeit die Aufer­stehung Jesu Christi für ein Erwachen vom Scheintode und das Wunder von Kana für den gelungenen Spaß eines vergnügten Hochzeitsgastes erklärt. Die Hei­lungswunder Jesu werden auf magnetische Kräfte zu­rückgeführt. Man kann sich in Plattheiten nicht genug tun. Die alten Kirchenlieder mit ihren kraftvollen Tex­ten werden umgedichtet, von allem „Anstößigen“ be­freit oder vielfach auch gänzlich entfernt, wie z. B. der gewaltige Choral: „0 Ewigkeit, du Donnerwort“. An seine Stelle tritt das wasserklare und leicht dahinplät­schernde, aber ganz aus dem Zeitgeist fließende neue „geistliche“ Lied: „Ich sterb’ im Tode nicht, mich über­zeugen Gründe.“

So ist denn das biblische und bekenntnismäßige Christentum von der Weltanschauung jenes Jahrhun­derts völlig verschlungen? Nein! Hier und dort gibt es noch bekennende Gemeinden, kleine Kreise, die so­genannten „Stillen im Lande“, die „Pietisten“, die, von den Jüngern der Vernunft als „Dunkelmänner“

6

gebrandmarkt, zähen Widerstand leisten. Und doch regt sich schon nicht nur unter diesen Frommen, son­dern auch in der geistig führenden Schicht des deut­schen Volkes, seinen Dichtern und Denkern, ein neues Leben. Die Eisdecke, die sich über das ganze geistige Leben Deutschlands gelegt hat, ist im Schmelzen, wird dünner und dünner. Stellenweise ist sie schon durch­brochen. Überall steigen aus der Tiefe des Geistes siedendheiße Quellen auf. Es ist die Zeit des „Sturm und Drang“, es ist die Zeit des klassischen Schaffens eines Goethe, eines Schiller. Das Zeitalter der Ver­nunft hat alle geschichtlich gewachsenen Grenzen über­deckt, auch die konfessionellen, und so kommt auch der römisch-katholische Student mit der Geistesarbeit from­mer evangelischer Schriftsteller, z. B. eines Matthias Claudius (1740—1815), Jung-Stilling (1740—1817) und Gerhard Tersteegen (1697—1769) in Berührung. Vor allem ist es ein Mann, der, wie auf das ganze junge Geschlecht seiner Zeit, z. B. auf Goethe, so auch auf Goßner den tiefsten Eindruck gemacht hat: der Schwei­zer Johann Kaspar Lavaler (1741 —1801). Noch als Greis, zwei Jahre vor seinem Tode, bekennt Goßner von Lavater: „Er war mir der Auserwählteste — so hat kein Mensch auf mich eingewirkt wie Lavater. Ich war so verbunden im Geiste mit ihm, daß nach seinem Tode ich ihn immer noch wie lebendig nahe hatte und gleichsam mit ihm lebte, und er mit mir.“ Auch zu Goßners Tagebuchaufzeichnungen mag Lavater die Anregung gegeben haben, dessen „Geheimes Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst geschrieben“ einen ganzen Literaturzweig hervorgetrieben hatte, an dem, ob beeinflußt oder unbeeinflußt, Goethes „Leiden des jungen Werther“ nur die betäubendste Blüte war. Das Tagebuch Goßners unterscheidet sich in Form und In­halt in nichts von dieser Art empfindsamer Schrift­stellerei seiner Zeit.

Ein Wort ist es, das damals hoch im Kurse stand

7

und auch bei dem jungen Goßner immer wiederkehrt: „Genießen“, gemeint im geistigen Sinne. Es kommt uns heute schwer auf die Lippen und in die Feder. Damals aber genoß man alles: sich selbst, die anderen, die Natur, Gott, Christus. Man genoß selbst traurige, ernste und heilige Augenblicke bis zur Neige.

Das zweite Wort, das in den Aufzeichnungen eine große Rolle spielt, ist das Wort „Freundschaft“. Lebte Goßner doch in jener Zeit, die der Freundschaft nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Natur in kunstvoll gepflegten Parkanlagen und Gärten, zwi­schen gestutztem Taxus und mit Buchsbaum eingefaß­ten Rabatten und Bosquetten Tempel erbaute. Die mei­sten Mitstudenten Goßners waren robuste Bauern­söhne, deren lärmendes Wesen, deren „fade“, „sal­bungslose“ Gespräche, die „entweder die Ehre eines Dritten oder Zoten und Unflat“ zum Gegenstand hat­ten, Goßner mied. Er sah sich nach „geräuschlosen Denkern“, „Freunden der Tugend und Religion“ um und fand sie in wenigen, denen er sich dann scheu und mißtrauisch näherte. Hatte er aber Vertrauen ge­faßt, dann freilich nahm auch seine Freundschaft jene empfindsamen Formen an, die wir aus jener Zeit kennen.

Das dritte Wort, das sich durch alle Selbstbekennt­nisse des jungen Goßner hindurchzieht, ist: „Tugend“. Es ist recht eigentlich das Wort jener Zeit. Darin eben sieht Goßner den Zweck seiner Aufzeichnungen, sich ständig daraufhin zu prüfen, ob er Fortschritte in der „Moralität“ gemacht habe. Und der Endzweck? „Mein Endzweck soll dieser sein, daß ich es in Übung und Tugend, in Erkenntnis der Wahrheit und dem Stre­ben nach Weisheit und Glückseligkeit immer weiter bringe, am Ende besser, weiser und seliger werde.“ In den Tagebuchblättern finden wir immer wieder einge­streut kurze Abschnitte, in denen sich Goßner selbst Moralunterricht erteilt, wie z. B. über die „Menschen­

8

beurteilung“, die „Eigenliebe“, die „Hauptbeschäfti­gung, um im Guten weiterzukommen“, über „die Vor­sicht anderen gegenüber“, über „das Verurteilen und Richten anderer“ usw. Am Silvestertage 1795 gibt er sich selbst Rechenschaft darüber, ob er „mehr Sinn für das Gute und Wahre, mehr Liebe zur Tugend, weniger Neigung zum Bösen“ gelernt habe, und gesteht sich zu, daß er, wenn ihn nicht seine Eigenliebe zu sehr betrüge, in allem etwas zugenommen habe. Dennoch erkennt er zum Schluß, daß sein Bildnis nur ein „Schat­tenriß“ sei gegen das „Original“, das er „abzukopie­ren“ habe: Jesus. Auch Kant hat Goßner in seinen Studienjahren gelesen; doch erfahren wir nicht, wel­chen Einfluß der Königsberger Philosoph auf ihn aus­geübt hat.

Das vierte und letzte Wort endlich, das sich uns bei dem Versuch aufdrängt, in Kürze den Inhalt der Goß- nerschen Jugendbekenntnisse zu umreißen, ist das Wort „Religion“, verstanden im Sinne der natürlichen, der Vernunftreligion. Gott ist für Goßner damals „das Beste“, wenngleich er in ihm als frommer Katho­lik immer auch den Vater Jesu Christi sieht. Goßner nimmt in seinen Tagebuchblättern ausdrücklich für die Vernunftreligion Partei. Das geht am deutlichsten aus einem Gespräch zwischen ihm und seinem Freunde Rieger hervor, der unter Hinweis auf Lavater betont, daß der Mensch der „Einwirkung höherer Kräfte und Hülfe“ bedürfe, um Gutes wirken zu können. Goßner erklärt darauf: „Ich fühle aber kein Bedürfnis danach, bin mit der Vernunftreligion zufrieden.“

Diese Ruhe und Zufriedenheit jedoch ist eine Täu­schung. vielleicht eine bewußte Täuschung; denn in Wirklichkeit sieht es bei Goßner ganz anders aus. „Sonderbar“, so vertraut er sich seinem Tagebuch an, „war meine Denkungsart; sie änderte sich oft alle Woche, ja manchmal an einem Tage. Ich kam oft in ein Labyrinth von Zweifeln hinein, daß ich mich nicht

9

mehr herauswinden konnte und, um der Plage los zu werden, alles verwarf und gar nichts mehr glaubte, aber dadurch war ich auch nicht mehr lange ruhig, oft nur unruhiger geworden; ich dachte also wieder nach, nahm wieder an, was mir wahr schien, verwarf, was ich für falsch hielt; dabei entschied manchmal meine Vernunft, manchmal ließ ich dem Evangelium die Ehre des Richteramts, und das weiß ich wohl noch, daß auch die Leidenschaft ihr Votum dazu gab und versteckt mich zu vielen ungerechten Aussprüchen be­stimmte. Es war ein immerwährendes Aufbauen und Wiedereinreißen, selten wohnte ich lange unter einem Dach, und so geschah es dann, daß ich auch selten mit mir zufrieden war.“

Schuld an dieser Zerrissenheit war wohl auch seine widerspruchsvolle, „disharmonierende“ Lektüre, schuld wohl auch sein Umgang mit „disharmonierenden“ Freunden; aber die eigentliche Ursache scheint uns doch tiefer zu liegen. Äußerlich verlief sein Bildungsgang glänzend; sowohl sein Vorexamen wie auch die Schluß­prüfung bestand er mit Auszeichnung. Auch die erste Rede, die er mit zitternden Knien vortrug, fand vollen Beifall, während die beiden einzigen Predigten, die er während seiner Studienzeit hielt, ihn unbefriedigt lie­ßen. Sie enthielten nichts Eigenes. Was ihn damals umtrieb — wir glauben nicht falsch zu sehen — steckte tiefer, als er es selbst damals wissen konnte. Es war — wenn wir es so ausdrüdcen dürfen — sein Sinn, sein Instinkt für das wirklich Lebendige und Echte. Ein Wünschelrutengänger des Lebens, suchte er durch alle toten Gesteinsschichten des Wissens, der Tugend­lehre und der Vernunftreligion nach der Ader eines aus letzten Tiefen quellenden Lebens.

Der junge Goßner erkennt die Wertlosigkeit einer toten Wissenschaft; bitter spottet er über die Art sei­ner Lehrer wie über sein eigenes Schulwissen: „Ich tat mir viel zugute auf mein Vielwissen, weil ich gute

10

Atteste, viel Lob und Zufriedenheit vom Professor und allenthalben von den Mitschülern großen Ruhm und Beifall als ein guter Theologe durch mein flei­ßiges Lesen, unermüdetes Studieren, geschwätzige und meistens hergeplauderte Examina einerntete. Ich blieb aber nicht lange in diesem Wahn, sah bald das Krüp­pelhafte meines Systems, nachdem ich und andere auch nur ein bißchen daran rüttelten, und da ich immerfort daran rüttelte, fiel es endlich ganz zu Boden . . Als er als ganz junger Kaplan in Stoffenried den blut­armen, blinden Häusler Tiberi besucht und in seiner kindlichen Fröhlichkeit kennenlernt, weiß er, daß ihm dieser geistlich Arme mehr zu sagen hat als seine stu­dierten Freunde.

Auch das Pochen auf die soviel gepriesene Tugend und Moral ist nichts als Selbstbetrug — das erkennt er mit sicherem Blick. Und als er dann wiederum in Stof­fenried die vertrauensvolle, ehrliche Beichte eines zu Fall gekommenen Bauernmädchens abhört, das seine Sünde tief bereut, da ruft er wie befreit aus: „0, mit solchen Sündern kann man nicht zu gut, zu freundlich, zu liebreich sein, sie sind mir lieber als hundert andere, die gerecht scheinen — so ordentliche Christen sie auch sind.“ —

Die Wünschelrute des Wünscheigängers fängt in seinen Händen zu zittern und zu beben an, bis sie eines Tages mit der heftigsten Bewegung ausschlägt. Die Goldader des Lebens ist gefunden. Noch am 14. September 1797 kann er, immer noch in Stoffenried, verzweifelt klagen und beten: „Ich hab’ jetzt alle Schulen durchlaufen, hab’ vierzehn Jahre viele Lehrer gehabt und bei ihnen immer gelernt, mein Geld, meine Kräfte und Zeit verzehret und alles darauf gewendet, was ich darauf wenden konnte, und es ist mir doch nicht geholfen, ich hab’ alles umsonst ausgegeben, alles umsonst verwendet. Meine Lehrer haben mich viel gelehrt, aber das eine Notwendige hat midi keiner ge­

ll

lehrt. Jetzt wende ich midi zu dir, Herr Jesus Christus, sei du jetzt mein einziger Lehrer, erbarme dich meiner, zerstöre die Werke der menschlichen Gelehrsamkeit und Weisheit, et emitte spiritum tuum, docentem omnem veritatem, ut fides mea non sit in sapientia hominum, sed in virtute dei (gieße aus deinen Geist, damit er mich in alle Wahrheit leite, daß mein Glaube stehe nicht in der Weisheit der Menschen, sondern in der Kraft Gottes)! Jesus, Sohn Davids, sei mein Leh­rer und nimm mich als deinen Schüler an! Amen.“

In diese Zeit fällt Goßners Übersiedlung nach Neu­burg. Wie jener Blinde auf dem Wege nach Jericho, Bartimäus mit Namen, Jesus nachrief: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ — so hatte Goßner nach Hilfe und Erbarmen gerufen. Schon die beiden näch­sten Monate brachten die Erhörung seines Gebets. Gleich die nächste Tagebuchnotiz vom 11. November 1797 berichtet von dem Besuch zweier junger Priester, Langermayr und Sommer, mit denen Goßner in ein tieferes Gespräch geriet. Einmal sagte Goßner: „Man ist halt so untreu.“ Da antwortete Sommer: „Ja, der Herr muß treu sein, der Herr selbst!“ Das ging Goßner nicht mehr aus dem Sinn, auch als die Freunde ihn wieder verlassen hatten: „Der Herr muß treu sein, nicht wir!“ Zum ersten Male erkennt sich Goßner als einen, an dem gehandelt wird, und Christus als den Herrn, der an ihm handelt. Diese Wendung des from­men, selbstgerechten Menschen in die Haltung des nur empfangenden — ganz ähnlich wie bei Paulus und Luther: hier in diesem Gespräch ging sie ihm zum erstenmal als eine Wirklichkeit auf: eine theologische Diskussion, die einmal wirklich fruchtbar war und eine Lebensumkehr zur Folge hatte. Die beiden jungen Männer, die zu ihm sprachen, redeten auch nicht aus Diskussionssucht zu ihm. Hinter ihren Worten stand die Wirklichkeit des Glaubens; hatten sie doch Anteil an jener Erweckungsbewegung, die damals durch die

12

ganze katholische Kirche Südbayerns ging und durch die Namen Martin Boos und Bischof Sailer in der Kirchengeschichte bekannt geworden ist. Martin Boos war an dem Sterbebett einer schlicht katholischen Bauernfrau zum biblischen Glauben gekommen. Auf seinen Zuspruch, sie werde doch recht ruhig und selig sterben können, weil sie so fromm und heilig gelebt habe, verwies sie als Gemeindekind den Gemeinde­pfarrer auf Christus, ihren Heiland, als ihre einzige Hoffnung. Selbst zum Glauben gelangt, wurde dann Boos trotz der Anfeindung der Kirchenbehörden und der Exjesuiten ein treuer Zeuge seines Heilands durch Wort und Schrift. Durch Sommer erhielt auch Goßner Briefe von Boos zugesandt. Diese Briefe und jenes denkwürdige Gespräch sind es gewesen, die dem blin­den Bartimäus die Augen für das Heil in Christus öffneten.

Im Oktober 1797 schreibt Sommer an Langermayr: „Daß ich die Briefe von Boos so lange behielt, werdet Ihr mir gern verzeihen, wenn ich Euch sage, daß sie an einem gewissen Bartimäus, dem ich sie gab, Wun­der taten, indem ihm der Herr durch sie die Augen öffnete. Er kannte die Kraft des Christentums nicht, hielt sich bloß an die Moral; aber mit dem Gekreu­zigten wußte er noch nichts zu machen, und überhaupt war ihm der Glaube noch ein ziemlich fremdes Land. Jetzt liegt er dem Gekreuzigten immer zu Füßen, und sein einziges Werk ist, an die Brust schlagen und weinen über das innere Verderben des Adam, glauben an den Heiland und im Glauben kindlich nehmen. Ich muß midi jetzt schämen, neben ihm zu stehen, weil ich in ihm einen Engel sehe. Er hält so fest an dem Herrn, daß er auch in Kerker und Tod für ihn zu gehen be­reit ist. Das ist das Wunder, das geschah durch die Briefe von Boos. — Denkt, was im Himmel für Freude ist über das Wiedergefundene, Verlorene, so werdet Ihr Euch mitfreuen.“

13

Bartimäus? Das war der Deckname für Johannes Evangelista Goßner, unter dem er die von der Staats­polizei bespitzelte Post erhielt. Er, Goßner, war sehend geworden.

Gang durch das Jahrhundert

Seltsam, wie wenig Hinweise auf geschichtliche Vor­gänge wir in Goßners Tagebuchblättern, Briefen und Schriften finden, obwohl die Jahrhundertwende und das neue Jahrhundert unter der Auswirkung welt­geschichtlicher Umwälzungen stehen. Im Jahre 1789 öffnet sich der Vulkan der Französischen Revolution; sein brennender Krater speit Tod und Verderben, aber auch neue, zündende Ideen aus, deren Funken über den ganzen Erdteil sprühen. Die heiße Lava dieser sozialpolitischen, wirtschaftlichen und geistigen Revolu­tion wälzt sich drohend bis an die deutschen Landes­grenzen. Aus Angst vor dem unheimlich neuen Geist, der alle alten Ordnungen zu zersetzen droht, schließen sich die Fürsten Europas zu einem politisch - mili­tärischen Schutz- und Trutzbündnis zusammen, das später in der „Heiligen Allianz“ noch seine religiöse Weihe erhält. Zunächst vergeblich! Mitten in den Wir­ren der Revolution gelingt es einem der größten Aben­teurer der Weltgeschichte, Napoleon Bonaparte, die aufgewühlten Volksmassen mit der eisernen Faust des Diktators zusammenzufassen. Durch ihn wird Frank­reich zu der „grande nation“, der „Großen Nation“, deren Volksheere alle Hauptstädte Europas stürmen. Nur das abseitsliegende England bleibt unbesiegt und behauptet die Herrschaft über die Weltmeere. Aber das alte, schlaffe Staatengefüge des Festlandes, das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“, Öster­reich und Preußen an der Spitze, bricht zusammen, aus­gehöhlt durch die selbstsüchtige Hauspolitik der deut­

14

sehen Fürstengeschlechter und überrannt von der dämo­nischen Wucht eines sich an kein Völkerrecht binden­den Herrenmenschentums.

Goßners engere Heimat, Bayern, ist schon früh, seit 1801, in die französische Politik hineingezogen. Der Kurfürst von Bayern, Max Josef, empfängt aus Napo­leons Händen die Königskrone und bleibt fortan, ein deutscher Fürst auf deutschem Boden, der französischen Politik dienstbar. Sein Minister, der Halbfranzose Montgelas, ein eifriger Vertreter der französischen Aufklärung, führt die modernsten, von Frankreich ab­geschauten Reformen durch, deren Tragweite nur der versteht, der die dumpfe Altgläubigkeit des damaligen stockkatholischen Bayern vor Augen hat. Um 1800 leb­ten in München nur drei Protestanten, die amtlich als Katholiken geführt wurden und zum Abendmahl nach Augsburg reisten. Das bayrische Volk meinte allen Ernstes, ein Evangelischer sehe ganz anders aus als andere ehrliche Christenmenschen. Noch während der Napoleonischen Feldzüge ließ ein altbayrisches Batail­lon das Bild des heiligen Petrus Spießruten laufen, weil der Heilige das erbetene gute Marschwetter versagt hatte, und noch zu Beginn des Jahrhunderts verwei­gerte der Münchener Magistrat die Niederlassung eines protestantischen Geschäftsmannes in der Stadt, wäh­rend dem Hofprediger der evangelischen — man höre und schaudere — evangelischen (!) Königin kein Münchener Bürger eine Wohnung zu vermieten wagte, aus Furcht, der Blitz könnte ins Haus einschlagen.

Und in diesem Lande wird durch die aufgeklärte Regierung die Gleichberechtigung der Konfessionen verkündet, werden Klöster geschlossen, werden Hun­derte von Kirchen ausgeräumt und ihr alter Schmuck unter den Hammer gebracht, wird das Schulwesen der Aufsicht der Kirche entzogen und der des Staates unterworfen. Den katholischen Priester Goßner können diese radikalen Maßnahmen des Staates nicht unbe­

15

rührt gelassen haben; aber er äußert sich zu diesen politischen Vorgängen als solchen nicht ein einziges Mal. Und doch steht der äußere Verlauf seines ur­eigenen, persönlichen Lebens bis ans Ende in engster Fühlung und Reibung mit den Haupt- und Staats­aktionen des Jahrhunderts, mit seinen kultur- und kirchenpolitischen Vorgängen.

Im November 1798 kommt Goßner als Kaplan zu dem ehrwürdigen Pfarrer Feneberg nach Seeg im All­gäu, der mit seinen Kaplänen (einer von ihnen ist ßayr) ebenso wie Goßner zu dem Kreise der Erweckten um Boos und Sailer gehört. Diese Bewegung ist der Jesuitenpartei ein Dorn im Auge, und schon sind Feneberg und seine Kapläne Verfolgungen ausgesetzt. Im April 1801 verläßt Goßner das friedliche Seeg, wo er im trauten Kreise von Gleichgesinnten die alten Kirchenväter, z. B. Augustin, gelesen und ihre Über­einstimmung mit der neugewonnenen Glaubenserkennt­nis festgestellt hat. Er wird Domkaplan in Augsburg bis 1803. Damals war Augsburg Freie Reichsstadt und selbständiges Bistum, der Hauptsitz der zwar vertrie­benen, aber im geheimen doch sehr rührigen und ein­flußreichen Jesuiten. Auf ihr Betreiben wird Goßner am 13. März 1802 vor das geistliche Gericht geladen. Die Verhandlungen finden in demselben Gebäude statt, in dem im Jahre 1530 die evangelischen Reichs­stände ihren Glauben bekannten. Bei der Augustana- Feier im Jahre 1830 weist Goßner, jetzt Prediger an der Böhmisch-Lutherischen Gemeinde in Berlin, in der Festpredigt selbst auf dieses Zusammentreffen hin:

„Was meine Gemeinde an diesem feierlichen Tage besonders erbaute, war, daß ich mit Wahrheit sagen konnte, daß ich vor 28 Jahren in Augsburg an dem­selben Orte, in demselben Gebäude, wo vor 300 Jah­ren die evangelischen Fürsten vor Kaiser und Reich dieses herrliche Glaubensbekenntnis ablegten und vor­lesen ließen, selbst um dieses evangelischen Glaubens

16

willen als der Ketzerei verdächtigt inquiriert und ver­folgt wurde, und daß es mir also besonders wichtig und erfreulich sei, heute dieses Fest hier in der Resi­denzstadt Berlin und in seiner evangelischen Kirche mitfeiern und meine Gemeinde zur Feststellung des evangelischen Glaubens ermutigen zu können.“

Man hat Goßners Briefwechsel beschlagnahmt und legt ihm nun mit zermürbender Taktik 95 Fragen vor, durch deren Beantwortung der Angeklagte der Ket­zerei überführt werden soll. Es handelt sich vor allem um briefliche Äußerungen Goßners über die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein und den Glau­benssatz, der bei den Erweckten eine besondere Rolle spielte: „Christus in uns“. Goßner gibt in gutem Glau­ben zu Protokoll, „daß er alle Zeit die christlich-katho­lische Lehre habe lehren wollen, und was er immer geschrieben und wie er sich ausgedrückt, sei sein Herz immer mit der Kirche übereinstimmend gewesen. Er unterwerfe sich auch in allem der Erklärung der Kirche und wolle nichts widersprechen, was die Kirche zu glauben uns Vorhalte.“ Goßner und seine Freunde waren in der Tat der ehrlichen Überzeugung, stets im Geiste der katholischen Kirche gelehrt und gehandelt zu haben; sie wußten nicht, wie weit sie sich schon von Rom entfernt hatten. Am 21. Juni 1802 wird das Ver­fahren abgeschlossen. Der Angeklagte soll sich bereit erklären, eine Anzahl irriger Sätze zu widerrufen. Völ­lig erschöpft willigt er ein; das Schlußurteil lautet auf mehrere Wochen Priestergefängnis zu Göggingen.

Während der ganzen Augsburger Zeit lag auf Goßners Geist und Gemüt ein quälender Druck. Seine „Hochzeitstage“, wie er jene Zeit zu nennen pflegte, in der er zum ersten Male die Gemeinschaft mit dem er­höhten Christus als eine lebendige Wirklichkeit erfuhr, lebten wohl noch in seinem Bewußtsein fort; sie hatten aber in dem trüben Dunst der Bischofsstadt ihre Leuchtkraft verloren. Erst als er nach seiner Entlas­

2 Goßner

17

sung aus der Haft eine Reise ins österreichische unter­nimmt, um vor allem den geliebten und inzwischen aus Bayern ausgewiesenen Martin Boos aufzusuchen, fällt es von ihm ab wie Bergeslast. Ihm, dem „stillen, ruhigen, sich immer gleichen, männlichen“ Boos beich­tet er dann seine ganze Herzensnot und kann berich­ten: „Boos war sehr betrübt über meine Erzählung de re nota (über die bekannte Sache) — wieder erfreut über die Buße — will nur von Herzensgrund, daß alles gebessert sei.“

Nach Augsburg zurückgekehrt, bewirbt sich Goßner um eine Pfarrstelle — umsonst! Seine Versuche schei­tern immer wieder, wahrscheinlich infolge des Ver­dachts, den seine Vorgesetzten Stellen immer noch gegen ihn hegen. Da fällt auf Grund des Reichsdeputations­hauptschlusses im Jahre 1803 das Bistum Augsburg an Bayern, und sofort nimmt sich der liberale bayrische Staatsminister gerade aller derer in bevorzugterWeise an, die seinen Todfeinden, den Jesuiten, unerwünscht erscheinen. Goßner erhält unverzüglich nach seiner eigenen Aussage die beste Pfarrstelle Bayerns: Dirle- wang (von 1803 bis 1811). Hier knüpft der junge ka­tholische Geistliche auch zum ersten Male Beziehungen zu den Glaubensgenossen im evangelischen Lager an, im besonderen zu den Mitarbeitern der evangelischen Christentumsgesellschaft in Basel. Als der Sekretär dieser Gesellschaft, Christoph Friedrich Spittler, sich im Jahre 1811 in Württemberg zum Heeresdienst zu melden hat — Napoleon rüstet bereits zum großen russischen Feldzug —, nimmt und erhält Goßner einen Urlaub von vier Monaten, siedelt nach Basel über und vertritt seinen geistesverwandten evangelischen Freund. Nachdem es Spittler durch vielfache Bemühungen ge­lungen ist. von der Zwangsrekrutierung freizukommen, kehrt Goßner nach Bayern zurück und übernimmt die Tätigkeit eines Benefiziaten an der „Zu-unserer-Lieben- Frauen-Pfarrkirche“ in München (1811—1819). Solange

18

der herrische, vielvermögende Staatsmann seine Hand über den geistes- und wortgewaltigen Prediger hält, hat das Evangelium in der erzkatholischen Königsstadt freien Lauf; doch nicht lange, dann macht sich der wiedererstarkende Einfluß Roms auch dort fühlbar, dann erhebt sich das von Napoleon bald mißhandelte und bald begünstigte Papsttum aus seiner Ohnmacht und Erniedrigung. So verachtet und kraftlos erschien damals der Stuhl Petri in den Augen der Welt, daß man allen Ernstes die Frage erörterte, ob wohl nach dem Tode des derzeitigen Papstes noch ein neuer ge­wählt werden würde. Im Laufe des Jahrhunderts aber wuchs sich die handgroße Wolke des romhörigen Ka­tholizismus (Ultramontanismus) am Himmel der deut­schen Politik so überraschend gewaltig und bedrohlich aus, daß der Schatten des Vatikans bald ganz Deutsch­land und selbst das protestantische Preußen verdun­kelte. Der erste Blitzstrahl trifft den Minister, der als Illuminat (Volksaufklärer) der Kirche verhaßt war, Montgelas. Seinem plötzlichen Sturze folgt Goßners Sturz bald nach. Merkwürdig, wie die Regierungs­gewalt in der Hand eines freigeistigen und glaubens­losen Mannes noch einmal dazu dienen mußte, dem in der Gegenreformation wieder an Rom zurückgefallenen deutschen Süden das Evangelium anzubieten.

In Bayern darf Goßner nicht mehr bleiben. Für immer schließt ihm die Heimat ihre Tore zu. So geht er nach Preußen. Durch den Wiener Kongreß 1815 ist das katholische Rheinland preußische Provinz ge­worden. und der preußische Kultusminister von Alten- stein sucht für das neu erworbene Gebiet Bischöfe, Priester und Religionslehrer, die katholisch und doch nicht romgebunden sind. So bietet er dem geistes­mächtigen, milden, auch von weiten evangelischen Kreisen geschätzten Bischof Sailer in Regensburg die Würde eines Erzbischofs von Köln an, ohne Erfolg; Sailers unkämpferische Gelehrtennatur hat inzwischen

2\*

19

mit dem Papst einen wenig rühmlichen Frieden ge­schlossen. Aber Boos wird als Religionslehrer an das Gymnasium in Düsseldorf geholt, und Goßner wird sein Nachfolger (1819). Dennoch wagt der vorsichtige, stets klug vermittelnde Minister es nicht, die römisch denkenden Kreise vor den Kopf zu stoßen, die Goßner mit ihrer Feindschaft auch in Düsseldorf keine Ruhe lassen. Goßner bekommt niemals seine Anstellung be­stätigt. So folgt er ein Jahr später einer Einladung aus St. Petersburg, die ihn zum Geistlichen an der dor­tigen katholischen Malteserkirche beruft (1820—1824). Ffier hat ein pietistischer Kreis, der sich um den Fürsten Galitzin schart, auf den jungen, schwärmerisch-from­men Zaren Alexander /., den Gründer der „Heiligen Allianz“, Einfluß gewonnen und sucht durch die Heran­ziehung von lebendig-gläubigen Geistlichen, wie auch durch die Stiftung einer Bibelgesellschaft die Todes­starre der russisch-orthodoxen Kirche zu brechen. Diese prächtig aufblühende Arbeit währt jedoch nur wenige Jahre. Die gefühlsbetonte, von einem reichen, aber krankhaften Gemütsleben schwankend beeinflußte Po­litik des Kaisers wechselt von einem Jahr zum anderen. Auch er kann sich dem politischen Kurs nicht entziehen, der inzwischen an allen Fürstenhöfen Europas zum Siege gelangt ist. Bald nach den Freiheitskriegen, in denen sich die siegreichen deutschen Stämme ihres Volkstums und ihres Volkswerts bewußt werden, bricht über dieses junge Deutschland wie Nacht­frost über junge Blütenknospen die Zeit der „Reak­tion“ herein. Es ist der finstere, mißtrauisch jede freie Lebensregung des deutschen Volkes bespit­zelnde und lähmende, unfruchtbare Geist des Für­sten Metternich, der von der Wiener Hofburg aus mit allen Mitteln einer genialen, aber verlogenen Staatskunst die europäische Politik bestimmt. Ihm ge­lingt es, den Diplomaten aller Fürstenhöfe einzu- flüstern, daß die Bestrebungen der Völker, an der Ge­

20

staltung des völkischen Lebens Anteil zu erhalten, nichts anderes bedeuteten als den Umsturz aller Ord­nungen und die Entmächtigung der alten Monarchien. Mit Metternich im geheimen Bunde steht die römisch- katholische Kirche, die sich die Zeitströmungen und die Verworrenheit der Geister zunutze macht, um sich überall als die einzige geistige Macht hinzustellen, die die Fortdauer der alten, durch die Geschichte gehei­ligten Zustände verbürgt. Nur sie allein legitimiere die fürstliche Regierungsgewalt als „von Gottes Gna­den“. An allem Unheil aber, auch an dem Verbrechen der Französischen Revolution, sei letzten Endes nie­mand anderes Schuld als — Luther mit seinem Abfall von der Kirche.

Der protestantische Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschkc urteilt in seiner „Deutschen Geschichte“ über die Bedeutung des neunzehnten Jahrhunderts kurz wie folgt:

„Mit der Revolution von 1803 begann für Deutsch­land das neue Jahrhundert, das in Frankreich 14 Jahre früher angebrochen war. Das große neunzehnte Jahr­hundert zieht herauf, das reichste der neuen Geschichte; ihm ward beschieden, die Ernte einzuheimsen von den Saaten des Zeitalters der Reformation, die kühnen Ideen und Ahnungen jener gedankenschweren Epoche zu gestalten und im Völkerleben zu verwirklichen. Erst in diesem neuen Jahrhundert sollten die letzten Spuren mittelalterlicher Gesittung verschwinden und der Cha­rakter der modernen Kultur sich ausbilden, es sollte die Freiheit des Glaubens, des Denkens und der wirt­schaftlichen Arbeit, wovon Luthers Tage nur redeten, ein gesichertes Besitztum Westeuropas werden; es sollte das Werk des Kolumbus sich vollenden und die trans­atlantische Welt mit den alten Kulturvölkern zu der lebendigen Gemeinschaft welthistorischer Arbeit sich verbinden: und auch das Traumbild der Hutten und Machiavelli, die Einheit der beiden großen Nationen

21

Mitteleuropas (Deutschlands und Italiens), sollte noch Fleisch und Blut gewinnen. In diese Zeiten der Er­füllung trat Deutschland ein, als der theokratische Staatsbau seines Mittelalters zusammenstürzte und also das politische Testament des sechzehnten Jahrhunderts endlich vollstreckt wurde.“

Man lese diese Worte nur einmal mit den Augen Wiens oder Roms, und man wird verstehen, wie anders das Urteil über das neunzehnte Jahrhundert hier lau­ten mußte als bei dem preußisch-deutschen Historiker.

Auf Wien und Rom lag die neue Zeit wie ein Alp­druck, den abzuschütteln das Ziel der gesamten reak­tionären Politik Metternichs bildete. Die geflissentlich verbreitete Mißdeutung der Reformation brachte bald alle reformatorischen Geister der Zeit, auch wenn sie sich von nichts anderem als vom Geiste Gottes ge­trieben wußten, in den Verdacht politischer Umtriebe. So kommt es im vergangenen Jahrhundert zur Ver­folgung selbst solcher Männer, die, wie Goßner, nichts anderes als das Evangelium verkündigen und dem Reiche Gottes dienen wollten; und wie in einer Zeit politischer Revolution leicht Christen, die nichts an­deres als ihren Glauben bekennen wollen, falsch ver­standen werden und als Reaktionäre gelten, so werden in der Zeit der politischen Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts die Bekenner unter den Christen als politische Revolutionäre und „Demagogen“ verfolgt. So wenig — scheint es — passen die Christen in die rein diesseitigen Maßstäbe, die von politischen Zielen bestimmt werden. Bald sind sie für das Bett, das sich die Weltkultur jeweilig, alle Jahrhunderte einmal zimmert, zu kurz und bald zu lang, und die Welt­mächte übernehmen dann die Rolle des sagenhaften Riesen Prokrustes, sie teils gewaltsam, teils mit sanf­tem Zwange zuzupassen, sie zu recken und zu strecken oder ihnen kurzerhand die Füße abzuschlagen.

Metternich hat seine Augen überall; so bleibt ihm

22

auch Goßners tiefgehendes Wirken in St. Petersburg nicht verborgen. Auf dem Fürstenkongreß in Verona 1823, zwischen Wettrennen und Feuerwerk, zwischen rauschenden Festen und galanten Abenteuern, fordert der „Dämon Österreichs“, ein moderner Großinqui­sitor, der das Netz seiner politischen Polizei über ganz Europa gespannt hat, vom Zaren persönlich die Ent­fernung Goßners aus der Newa-Stadt. So läßt Ale­xander I. zuerst den ihm befreundeten Fürst Galitzin fallen und weist darauf auch Goßner aus Rußland aus. Von einer Kosakeneskorte begleitet, wird der viel ver­folgte Prediger des Evangeliums, der sich nun auch ein „russisches Kreuz“ geholt hat, über die Grenze geleitet. Auch in Norddeutschland, wo sich Goßner bald in Altona (1824), bald in Leipzig (1824—1826), bald auf den Gütern des preußischen Plochadels am Rande des Riesengebirges aufhält (1825 und 1826), ist er ständig Schikanen durch die Polizei ausgesetzt, bis er end­lich in der Hauptstadt Preußens eine dauernde Stätte der Tätigkeit findet (von 1826 bis zu seinem Heim­gang 1858).

So hat sich Goßners Leben keineswegs im Winkel abgespielt. Im Gegenteil: sein Lebensschiff folgt dem vollen Strom des geschichtlichen Geschehens und droht wiederholt an den Klippen und in den Strudeln der Staats-, Kultur- und Kirchenpolitik seiner Zeit zu scheitern. „Der Polizeidiener wird dir allezeit den Weg zeigen, wo du hin sollst“, schreibt Boos einmal an seinen Glaubens- und Leidensgefährten und soll Recht behalten. Goßners Lebensweg wird an seinen wichtig­sten Wendepunkten geradezu von der Politik des Tages bestimmt.

Um so verwunderlicher die Beobachtung, wie herz­lich wenig sich Goßner um die politischen Ereignisse als solche kümmert, mit denen doch der Gang seines Lebens auf das engste und oft auf eine verhängnis­volle Weise verknüpft ist. Goßner lebt und denkt un­

23

politisch; in allem, was um ihn herum vor sich geht oder ihm persönlich widerfährt, sieht er nur die Mög­lichkeit oder das Hemmnis zur Verkündigung dessen, was ihm einzig und allein am Herzen liegt: des Reiches Gottes. Einmal als Pfarrer in Dirlewang, im Jahre 181 ü, erwähnt er eine französische Einquartierung, doch nur deswegen, weil ihm diese die Gelegenheit bietet, einen französischen Soldaten zu Christus zu führen. Ein an­deres Mal, als evangelischer Pfarrer in Berlin, im Re­volutionsjahr 1848, schreibt er an seine aus Berlin ge­flüchteten Freunde, doch nur aus dem Grunde, um ihnen aus dem Augenblick heraus, wahrhaft „zeit­gemäß“ und darum überaus einprägsam und unver­geßlich, Gottes Wort als ein Wort der Stunde zu sagen:

„Wo seid ihr denn, ihr Flüchtigen? Doch in den Ber­gen, von welchen uns Hilfe kommt! Ach, fliehet, fliehet hinein, nicht heraus! Es sieht wohl schlimm aus, aber es ist auch vieles zu gewinnen und eine gute Zeit für Streiter Jesu Christi. Wie die Soldaten den Krieg lieber haben als den Frieden, nur um zu avancieren, so müssen wir die Kriegs-, Prüfungs- und Läuterungs­zeit auch gern haben. Zur Friedenszeit ist es leicht, Soldat zu sein — aber auch nichts zu erobern und fortzuschreiten. Jetzt ist die Fortschrittszeit, jetzt lernt man beten, ringen, Gott ergreifen, aufs Kreuz Christi blicken und erfassen und nicht lassen. Welch ein Ge­winn und Avancement!“

So sind selbst die Briefe Goßners kleine Predigten. In allem Zeitgeschehen erblickt er nur das göttliche Mittel, entweder zu seiner eigenen persönlichen Ver­tiefung — „je mehr man die Zitrone drückt, je mehr gibt sie Saft“ (Brief an Spittler aus München) — oder zur Förderung der Sache Gottes: „Die Tür in das Reich des Herrn ist noch immer nicht geschlossen; ja. je mehr sie lästern, warnen und wehren, desto eifriger drängt man, bei der engen Türe einzugehen“ (aus demselben Brief).

24

Befremden muß uns freilich die Tatsache, daß Goßner — wie Goethe — sich auch gegenüber der gro­ßen nationalen Bewegung, dem völkischen Aufbruch vor und in den Freiheitskriegen, gewissermaßen „neu­tral“ verhält; bedeutete doch jene Erhebung des deut­schen Volkes gegen die Fremdherrschaft nicht nur ein Wiedererwachen des nationalen, sondern auch des reli­giösen Lebens. Mit einer Einkehr in das deutsche Wesen, mit einer überschwenglichen und oft überheb­lichen Äußerung des nationalen Selbstgefühls ging damals bei der deutschen Jugend eine fromme Schwär­merei für das Christentum, Deutschtum und Christen­tum in eins setzend, Hand in Hand. Man trug Silber­kreuze auf den teutonischen Mützen und redete viel von dem „alten, deutschen Gott“, ln den Bezirk der Goßnerschen Frömmigkeit dringt dieses nationale Ele­ment, das in der Glut der Begeisterung mit dem christ­lichen verschmilzt, nicht ein; es liefert dem Christen­tum Goßners keinen Baustein.

Auch an dem im neunzehnten Jahrhundert wieder erstarkenden Konfessionalismus hat Goßner keinen An­teil. Aus einer anfänglichen Schwärmerei für die Ver­gangenheit des deutschen Volkes erwuchs in jener Zeit, der Zeit der Romantik, ein neues tiefes Verständnis für die Verwurzelung nicht nur des völkischen, son­dern auch des kirchlichen Lebens im Boden der Ge­schichte. Das Zeitalter der Vernunft dachte geschichts­los, leitete es doch alle Erscheinungen des Lebens allein aus der Vernunft ab; die neue Zeit dagegen erkannte die durch und durch geschichtliche Bedingtheit aller menschlichen Lebensformen, ihr wurde ein neues Auge, ja geradezu ein neues Organ geschenkt für die ge­heimnisvolle und oft unerklärliche geschichtliche Seite des Lebens. Dieser neue Sinn für geschichtliche Betrach­tung erkannte und bejahte auch auf kirchlichem Ge­biete, was dort geschichtlich gewachsen und durch die Geschichte geprägt war. Zunächst kam diese Geistes-

25

Strömung der römisch-katholischen Kirche zugute, die als die Kirche des damals vielgepriesenen deutschen Mittelalters die Geister magnetisch anzog. Sie nötigte aber auch die Kirchen der Reformation, auf die refor- matorischen Quellen zurückzugehen. So wurde der Wert der Bekenntnisse wiederentdeckt und der Erneue­rung des kirchlichen Lebens dienstbar gemacht. Goßner sieht nur die Schattenseite dieser kirchengeschichtlichen Entwicklung. „Jetzt kommen Sie vor lauter Bekennt­nissen nicht zum zu Bekennenden, nicht zu Christus, zur Liebe!“ ruft er einmal aus; und in einem Brief an Spittler nach seinem Fortgang aus Basel schreibt er: „Ich erfuhr, daß man bereits ausstreute, ich sei über­getreten. Du weißt, wie mir dies Wort immer verhaßt war; denn Calvin und Zwingli trieben mich nicht nach Basel, und wegen ihrer Form, die sie der Schweiz gaben, schaue ich nicht zum Fenster hinaus — seitdem ich Christum selbst kenne. Einmal für allemal, wegen äußerer Kirchenformen bin ich nicht nach Basel ge­kommen und nicht von da weggegangen; das Werk Gottes in Basel trieb mich hin. Das Werk Gottes im katholischen Deutschland trieb mich wieder weg. Wer’s fassen kann, der fasse es!“

Goßner hatte christusgläubige Menschen in beiden Kirchen, der römischen und der evangelischen, kennen­gelernt; er stand mit ihnen zeitlebens in der Gemein­schaft des Glaubens und des Gebets, ln Wortverkündi­gung und Lehre, vor allem auch in der Sakraments­lehre, stimmt er mit dem Bekenntnis der evangelisch- lutherischen Kirche überein; aber er ist zur Wahrheit bereits im Raume der römisch-katholischen Kirche vorgedrungen, allein durch die Bibel — wie Martin Boos —. ohne je eine Schrift Luthers oder der anderen Reformatoren gelesen zu haben. Freilich, die römische Kirche stößt ihn aus; sie kann das Wort der Wahrheit nicht ertragen, weil sie aus Machthunger der Politik verfallen ist. „Offenbar ist es jetzt“ — so urteilt

26

Goßner während der Konkordatsverhandlungen des Papstes mit Bayern — „dem Papst und Bischöfen nur darum zu tun, die Kirchengüter zu erhalten, das Äußere der Hierarchie — Gewalt, Macht, Pomp und Pracht des Gottesdienstes, das Ansehen, die Immunität der Geistlichkeit — zu retten. Niemand bekümmert sich unter ihnen um das Innere und Wesentliche der Reli­gion. Wohl eifern sie für die Mutter Gottes, für Reli­quien, für kirchliche Gebäude und Gebote, indes man das Mark der Religion angreift und den Christen Gott und Christum nehmen will.“ Aber auch die evangelische Kirche in ihrer damaligen Erscheinungs­form bedeutet für Goßner nichts Verlockendes; in der römischen Kirche findet er zu viel Politik, in der evan­gelischen Kirche zu viel Verwaltung. Wenn er schließ­lich zu dieser Übertritt (am 23. Juli 1826 in Königshain/ Schlesien), geschieht es nicht aus einer inneren Not­wendigkeit, sondern aus praktischen Gründen, nur um öffentlich von einer Kanzel herab und in einer Ge­meinde für Christus wirken zu dürfen. Mit dem Ber­liner Konsistorium steht er während seiner ganzen Amtszeit auf gespanntem Fuße. Es wird nach seinem Urteil durch das bürokratische und juristische und nicht durch das einzige Prinzip regiert, das allein in der Kirche Geltungsrecht beanspruchen darf, nämlich das Prinzip des Heiligen Geistes. Bei seiner Bewerbung um ein evangelisches Pfarramt legt das Berliner Kon­sistorium dem vierundfünfzigjährigen, weltbekannten Manne eine schriftliche lateinische Arbeit, eine Pre­digtniederschrift über einen aufgegebenen Text und eine Besprechung über denselben vor einem Prüfungs­ausschuß auf. Goßner macht die Arbeiten, aber er hält sie zurück, weil er sie, wie er der Gräfin Reden schreibt, ..bis jetzt“ nicht vorlegen kann und darf: „Ich muß harren, was der Herr tun und wie er es führen wird. Von außen dringen alle Freunde in mich gewaltig; von innen darf und kann ich nicht. Das be­

27

greifen sie nicht.“ Eben dieses Handeln aus einer inneren Weisung heraus, nicht nur auf Grund von äußeren Vorschriften und Paragraphen, eben diese Geistesleitung vermißt er auch in der Leitung der evangelischen Kirche. Später, nachdem er bereits lange Jahre im Dienst der Böhmisch-Lutherischen Bethlehems- Gemeinde in Berlin gestanden hat und je länger um so mehr in seiner Abneigung gegen das geistlose, ver­knöcherte und zu einer bloßen Verwaltungsmaschine verhärtete Kirchenregiment bestärkt worden ist, unter­nimmt er den Versuch, seine böhmische Gemeinde aus dem Konsistorialverband zu lösen, und reicht zu die­sem Zwecke dem Kirchenminister eine umfangreiche Denkschrift ein, in der er kurz und bündig erklärt: „Wir sind fest überzeugt, daß unter dem Kirchen­regiment des Konsistoriums keine echte evangelische Gemeinde gedeihen kann . . .“ Die einzige Kirchen­gemeinschaft, die Goßner schon aus seiner katholischen Zeit her liebt und schätzt, ist die Brüdergemeine. Er selbst hat ihr einmal beitreten wollen; aber das Los, das er unter Gebet auf dem Hutberg zog, entschied da­gegen. So will er jetzt seiner Bethlehems-Gemeinde wenigstens eine ähnliche Verfassung geben, wie sie die Brüdergemeine besitzt. Der Versuch wird ihm durch das Konsistorium untersagt.

Wir haben gesehen, wie wenig „zeitgemäß“ Goßners Christentum war; es ist weder vom Nationalismus noch vom Konfessionalismus seiner Zeit geprägt; es ist nicht nur unpolitisch, sondern geradezu ungeschicht­lich; es deckt sich mit dem Christentum weder der römisch-katholischen noch der evangelischen Kirche, es ist sozusagen urchristlich, apostolisch. Fraglich bleibt, ob ein solches geschichtsloses Christentum im neun­zehnten Jahrhundert nach Christus überhaupt möglich ist, ohne an Wirklichkeit zu verlieren. Wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts kommen aus dem geschicht­lichen Denken nicht heraus; die geschichtliche Geprägt-

28

heit alles, auch des religiösen Lebens, erscheint uns als ein Stück der Wirklichkeit. So meinen wir, unser Christentum müßte verblassen und um einen Grad an Wirklichkeit verlieren, ins Uferlose verschwimmen, wenn es nicht in geschichtlicher, d. h. konfessioneller Form in Erscheinung tritt. Ist Goßners „überkonfes­sionelle", „überkirchliche“, „ökumenische", „biblisch­apostolische" (oder wie man sie sonst bezeichnen mag) Frömmigkeit unwirklich gewesen? War sie Schwär­merei.?

Wir antworten: Nein! Goßner tritt allem Schwär- mertum mit nüchterner Klarheit entgegen. Auf seiner Reise von München nach Düsseldorf kommt er in Württemberg mit jenen frommen Kreisen in Berüh­rung, die fieberhaft-aufgeregt auf die baldige Wieder­kunft Christi warten. Nach seiner eigenen Ansicht be­fragt, antwortet er mit einem überlegenen, leisen Humor: Was der Herr zu tun gedenke, wisse er nicht; aber wenn er der Herr wäre, würde er noch nicht kom­men, denn es sähe noch zu betrübt auf der Welt aus. Auch aus Goßners späterer Wirksamkeit wissen wir, wie energisch er aller Schwärmerei entgegentreten konnte, z. B. dem Irvingianismus, der in seiner alten bayrischen Heimat und auch in Berlin Fuß zu fassen versuchte. Und dem baptistischen Freimissionar Start vertraut er für die Missionsarbeit in Indien eine An­zahl Missionare mit der Mahnung an, sie täglich mit dem Heiligen Geist, aber ja nur nicht mit Wasser zu taufen. Der Brüdergemeine rühmt er immer wieder dieselbe nüchterne Haltung nach. Dabei lag die Lust am Wunderbaren damals in der Luft. Geisterseherei, weissagende Verzückung, Schwarmgeister aller Art, die Neigung zu übernatürlichen Erlebnissen beunruhig­ten nicht nur das niedere Volk, sondern auch hoch­stehende, feingebildete Naturen, wie z. B. Frau Juliane von Kriidener oder gar die treffliche Gattin des Theo­logen Schleicrmacher. Goßner rückt in einem Brief an

29

seinen Freund Uhden (1825 aus Leipzig), worin er zu diesen Entartungsersdieinungen religiösen Lebens aus­führlich Stellung nimmt, mit aller Deutlichkeit von solchem Schwärmertum ab: „Die Art und Weise ist nicht biblisch-prophetisch.“

War Goßner ein Mystiker? Wir antworten: Nein, obwohl Goßner die christliche Mystik eines Thomas a Kcmpis und Johannes Tauler, deren Schriften er ins Deutsche übersetzt, sowie eines Tersteegen, dessen Lieder er überall bekanntmacht, über die Maßen ge­liebt hat. Goßner weiß, daß das Reich Jesu Christi zwar nicht von dieser Welt, aber in dieser Welt ist. Niemals zieht er sich in die innere Welt zurück, ohne zugleich, ausgerüstet mit den Geisteswaffen des Wor­tes und des Gebets, nach außen, mitten in die Alltäg­lichkeit des Lebens, vorzustoßen. Von einem Einge­sponnensein in fromme Gefühle, von einem Sich- versenken in Geistestiefen — ohne Kampf und Arbeit für das Reich Gottes — hält er nichts. Wohl holt er sich aus jener verborgenen Welt immer neuen Frieden und immer neue Freude und Kraft, aber doch nur, um in dieser sichtbaren Welt in all ihrer Unzulänglichkeit und offenbaren Christusfeindschaft für Christus zu wirken und tätig zu sein. Seine Wortverkündigung hat nichts Mystisches an sich, sie trägt biblisch-reforma- torisdien Charakter. Sein Gebet ist wesentlich fürbit­tendes Gebet. Wenn Johannes Evangelista Goßner ein Mystiker war, so ist er es nur im biblisdien Sinne, im Sinne des Evangelisten Johannes oder des Apostels Paulus gewesen.

Goßner — kein Mystiker; Goßner — kein Schwär­mer; Goßner — kein Konfessionalist! Wer war denn Goßner überhaupt, und wo lebte er denn eigentlich? Während seines Leipziger Aufenthalts hebt die Polizei die kleine Hausgemeinde, die sich bei Goßner zur Hausandacht zu versammeln pflegt, unter dem Ver­dacht politischer Umsturzarbeit auf. und der Haupt­

30

rädelsführer Goßner muß vor der Polizei erscheinen und sich einem peinlichen Verhör unterziehen. Eine der Fragen lautet: von welcher Konfession er sei. Goßners Antwort: er sei ein Christ! Und als die Polizei erklärt, das sei nicht genug, bemerkt Goßner dazu: nun wisse er doch von Amts wegen, daß es mitten in der Christenheit nicht genug sei, ein Christ zu sein. Diese Antwort ist bezeichnend; sie zeigt den Raum auf, in dem Goßner lebt: ein Raum zwischen Kirche und Staat, zwischen den Kirchen und Konfes­sionen. Mitten zwischen den Klippen der Staats- und Kirchenpolitik seiner Zeit fährt sein Schifflein hin­durch. Niemand kann ihn für sich in Anspruch neh­men, weder eine politische noch eine kirchliche Partei, ja nicht einmal die Behörde, der er nur mittelbar dient. In Wirklichkeit kennt er nur einen Herrn, dessen Ruf er vernommen hat: Jesus Christus. Ohne sich aus dem Rahmen der Zeitgeschichte herauszulösen, steht er in einem unmittelbaren Verhältnis zu ihm. In seinem Reiche, unter ihm lebt er. Ihm dient er in dieser Welt — gewissermaßen „reichsunmittelbar“. So ist denn Goßner wirklich nichts anderes, nichts mehr und nichts weniger als ein Christ gewesen, und sein Chri­stentum, obwohl es in keine der damaligen kirchlichen Formen paßt, stellt eine Glaubenswirklichkcit dar, an der wir nicht zweifeln dürfen. Dieses Christentum ist wirklich und wirksam, weil Jesus Christus, der Ge­kreuzigte und Auferstandene, der Lebendige und Ge­genwärtige, selber wirklich und wirksam ist. Von die­sem Christentum gehen Kräfte aus, die durch den Staat und die Kirche hindurchwirken, die durch keine Politik und keine Verwaltungsmaßnahme aufgehalten werden können, sondern durch alle Staats- und Kirchen­politik hindurchfluten wie das Wasser des Meeres durch die Maschen eines Fischernetzes. Und dieses Christentum, das sich allein auf Christus selber beruft, ein Christentum ohne den Einbau des nationalen Ele-

31

ments und ohne die Prägung durch Konfessionen (gleichgültig, oh es sidi dabei um eine römische, refor­mierte, lutherische oder „unierte“ Prägung handelt): es hat zuletzt doch der Nation und der Kirche gedient; denn in jenem Raum, den wir zu beschreiben versuch­ten, einem Raum zwischen Kirche und Staat, sind letz­ten Endes jene lebendigen Kräfte christlichen Glau­bens und christlicher Liebe mobil gemacht worden, die Aufgaben in Angriff nahmen, welche erst später von der offiziellen Kirche und noch viel später vom Staate übernommen worden sind: wir meinen damit die Werke der Äußeren und Inneren Mission.

Der Prediger des Evangeliums

„Nach einem langen erkalteten Herzenstand konnte ich mich wieder einmal zu Gott wenden, seine Verhei­ßungen im Glauben ergreifen, zuversichtlich beten und immer zuversichtlicher hoffen .... und die Liebe ließ es nicht fehlen ....“, so beichtet der junge katholische Priester Goßner seinem Tagebuch, nachdem er seine Pfarrstelle in Dirlewang angetreten hat. Es ist die erste Gemeinde, die er selbstständig betreut: ein freund­licher Ort im lieblichen Mindeltale gelegen; in blauer Ferne ragen die Tiroler Alpen empor, deren schnee­bedeckte Gipfel bei guter Sicht im Sonnenlicht auf­blitzen. Goßner atmet wie befreit auf. Das düstere Augsburg mit all seinen quälenden Erinnerungen weicht von ihm wie ein böser Traum. Ein neuer Tag beginnt. Hier in Dirlewang regen sich all die Keime, die Gott in seine reiche, vielbegabte Natur einge­pflanzt hat, zu einem neuen Leben. Alles, was später in dem reifen Manne zur vollen Entfaltung gelangt, ist hier als Ansatz schon zu erkennen. Was Goßner später als Prediger, als Seelsorger, als christlicher Schriftsteller, als ein Mann der Inneren und Äußeren

32

Mission geleistet hat, hier in Dirlewang nimmt alles seinen Anfang. Manches wächst über Nacht. So wissen wir fast nichts darüber, wann und wie Goßner als Kaplan gepredigt hat. Seine ersten Predigten hält er als Student in zwei Dörfern nahe der Universitäts­stadt Dillingen; sie sind nach seinem eigenen Urteil leer und nichtssagend. Aber wie ein Künstler durch innere Erlebnisse wächst und mit einem Male auch das Technische beherrscht, so kann Goßner plötzlich predigen. Wonach er sich gesehnt, das geht jetzt in Erfüllung.

„Mein Streben, der Wunsch, das Gebet meines Her­zens soll es sein, bei jedem Vortrag, bei jeder Ge­legenheit zum Reden: zu wecken, etwas Bleibendes, ewig Dauerndes zu wirken, Gefühle, Empfindungen in den Hörern aufzuregen, zu wecken, die nie wieder ganz verlöschen, etwas in den horchenden Herzen zu erzeugen, das ein Same zur Unsterblichkeit, zum ewi­gen Leben wird — und dies im Vertrauen auf den, in dessen Namen ich rede, handle, im Vertrauen auf den, der da ruft dem, das nicht ist, daß es sei.“

Als er dies schrieb, in Augsburg, geschah es nur wunschhaft; jetzt wird alles Wirklichkeit. Goßners Predigten sind in der Tat erweckliche Predigten, sie wollen etwas, und durch Gottes Gnade erreichen sic auch etwas. Sie bewirken, daß Menschenseelen aufhor­chen, erschrecken, Einkehr halten, umkehren, sich nach dem Ewigen ausstrecken und das ewige Heil ergreifen. Schon in Dirlewang zeigt sich die Kraft dieser Predigt. Bald kann die alte Kirche die Masse der Zuhörer nicht mehr fassen. Von weit her strömt man herzu. Oft muß der Prediger von der Kanzel steigen, vor die Kirchtür treten und im Freien predigen, und so groß ist die Ge­walt der Rede, daß die Gemeinde bekennt: „So hat man nie gepredigt, man muß ihn lieben, weil er so das Wort Gottes verkündet.“ Niemand aber ist be­glückter darüber als Goßner selbst, der überrascht über

3 Goßner

33

den „Strom von Liebe, Gnade und Frieden, der aus dem Herzen Jesu in sein und der Brüder Herzen sich ergoß“, immer wieder dankbar staunend feststellt:

„Ich habe bei der Predigt eine Fülle des Geistes, ein lebendig Feuer in mir gespürt und mit Kraft und Salbung predigen können“; „ich konnte besonders eklatant und emphatisch bezeugen, daß Barmherzig- und überflüssige Hilfe, Heil und Erlösung beim Herrn zu finden ist und jedem bereit- und offenstehen“; „ich mußte unwillkürlich vom Leiden Jesu und dem Wort vom Kreuz reden und konnte auch ungewöhnlich nach- drucksam und milde reden, so daß ich großen Eindruck und Rührung machte.“

In alledem erkennt Goßner mit Dank und Jubel nur dies eine, daß Christus, der Herr, sich wieder ihm zu­geneigt hat. Fortan will auch er nur ihm angehören. Und so gelobt er in jenen geistbewegten Tagen, was er dann in einem langen, kampferfüllten Leben mit Gottes Hilfe gehalten hat:

„Von nun an habe ich keinen Anspruch mehr auf eigene Ehre und Ruhm; will nichts mehr mir zuschrei­ben; die Liebe, die Jesus heißt, wird in mir und durch mich in allem gerühmt, gepriesen und verherrlicht. Ihr gebührt alle Ehre und aller Ruhm; denn sie, die Liebe, hat mich, da ich in Sünden tot war, wieder lebendig gemacht, mich wieder gesucht und gefunden, da ich in der Irre ging und verloren war. Sie, die all­mächtige Liebe, hat nun wieder angefangen, Wohnung in mir zu nehmen, hat mein Herz wieder gereinigt, da es einer Mördergrube ähnlich und eine Werkstätte des Satans geworden war. 0 daß ich nun mich und alles vergessen und nur dir, du allmächtige Liebe, dir allein leben könnte!“

Was Goßners Predigt so lebendig und überzeugend macht, ist die Kraft des Gebetes, die sie trägt.

„Wie oft“, so bekennt er, „mußte ich ringen, kämp­fen im Gebet! Sonst hätte ich auch nichts erlangt, aber

34

dies anhaltende Ringen half mir — Gott erhörte mich jedesmal. Oft, wenn ich predigen mußte, hatte ich gar nichts, war ganz leer, ohne Geist, da rang ich aber, kämpfte so lange, bis es ging — und da kam’s!“

Noch in Augsburg hatte er ausgerufen: „0 Herr! Wann werde ich beten lernen, unablässig beten lernen — lehre mich’s, Herr! Erwecke mich mit stärkeren Zügen — lasse mich die Notwendigkeit desselben — deine Unentbehrlichkeit, täglich tiefer fühlen!“ Jetzt in Dirlewang lernt er beten. Hier erfährt er auch zum ersten Male die Macht gemeinsamen Belens. Im Jahre 1804, vom 22. bis 26. Oktober, kamen auf seine Einladung vermutlich (die Namen sind nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet) die uns bereits bekann­ten Freunde Goßners, die wie er zum frohen Glauben an das freie Evangelium durchgedrungen waren, im Pfarrhause zu Dirlewang zusammen: Feneberg, Bayr, Langenmayr und Sailer. Es waren Tage herzlicher Glaubensgemeinschaft. Als Frucht dieser — wir wür­den sagen: „Pastoren-Freizeit“ reift der Entschluß, zu gewissen Stunden des Tages, wenn auch örtlich ge­trennt, sich im Gebet vor dem Herrn zu vereinen. Die Freunde hielten Wort. Goßner schreibt immer wieder, wie dankbar er sich durch diese brüderliche Gebetsge­meinschaft gerade auch in seiner Predigttätigkeit ge­stärkt wisse.

Fragen wir nach dem Inhalt der Goßnerschen Pre­digt, so gibt uns die gedruckte Abschiedspredigt, die Goßner am 3. Februar 1811 seiner Gemeinde zu Dirle­wang über 1. Kor. 2, 1. 2 gehalten hat, wohl die beste Auskunft. Darin stellt er sich selbst im Angesichte der Gemeinde die Frage, ob er nach dem Aufträge Jesu Christi das Evangelium gepredigt und gelehrt habe, was Jesus zu lehren befohlen. Wohlgemerkt, es ist die Predigt des römisch-katholischen Priesters vor einer römisch-katholischen Gemeinde, die wir hier in ihren wichtigsten Stellen wiedergeben! Sie zeigt uns aufs

3\*

35

deutlichste, wie zentral Goßner schon als katholischer Pfarrer die Heilswahrheiten verkündigt hat. In der Predigt ruft er immer wieder den Herrn Jesus selbst zum Zeugen dafür auf:

„Der Herr Jesus Christus ist mein Zeuge, und ihr selbst könnt es nicht leugnen, daß ich euch immer nur zu ihm gewiesen habe. Wie oft habe ich euch seinen heilbringenden Namen genannt, wie oft euch bezeuget: Es ist in keinem anderen Heil und ist den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem sie selig werden sollen!“

„Der Herr, der wahrhaftige und treue Zeuge, weiß es, und ihr könnt es nicht leugnen, wie oft ich euch aus dem Worte Gottes bezeugt habe, daß Gott alles unter die Sünde verschlossen habe, um sich aller zu erbarmen; daß vor Gott kein Lebendiger gerecht sei und sich kein Fleisch vor ihm rühmen könne, sondern daß wir alle abgewichen, alle Sünder, und von Natur Kinder des Zorns, verlorene Schafe, verdorbene Ge­schöpfe, Fleisch aus Fleisch geboren, sündlich und ver­dorben seien, also einer neuen Schöpfung, einer gänz­lichen Erneuerung, Umwandlung und einer neuen Ge­burt aus Gott durch seinen Geist bedürfen, weil Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben kann.“

„Der Herr weiß es, und ihr könnt es noch nicht ver­gessen haben, wie oft ich euch allen verkündigte das Wort, das, wie Paulus sagt, je gewißlich wahr und ein teures, wertes Wort ist, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, aus keiner anderen Absicht, als die Sünder selig zu machen, das Verlorene zu suchen, das Kranke zu heilen, das Erstorbene zu beleben, die Finsternis in Licht, die Ungerechtigkeit in Gerechtig­keit, das menschliche Elend in lauter Heil und Selig­keit umzuschaffen.“ — — —

„Der Herr ist mein Zeuge, und ihr werdet euch deutlich erinnern, wie oft ich euch die allerköstlichsten Verheißungen Gottes und Jesu Christi aus seinem hei­

36

ligen Wort vor Augen gestellt und eure Herzen da­durch zum Glauben, zum Vertrauen, zur Liebe Jesu zu erwecken versucht habe, die nämlich: Gott gibt sei­nen guten und unentbehrlichen Geist gerne einem jeden, der ihn darum bittet; Jesus will mit seinem Vater zu einem jeden selbst kommen und bleibende Wohnung in ihm nehmen, wenn er nur Lust zu ihm und seinem Worte hat. Es ist uns alle göttliche Kraft, was zum frommen Leben und christlichen Wandel nötig

ist, geschenket durch die Erkenntnis Jesu Christi.

— Mit Gott sind uns alle Dinge möglich, wir vermö­gen alles durch den, der uns mächtig macht — durch Christus.“

Wer so evangelisch predigt, hat in der Tat in der römischen Kirche keinen Raum mehr; und doch ist es Goßner gegönnt, dieses volle, ungekürzte Evangelium noch zwanzig Jahre lang als katholischer Priester zu verkündigen.

Im Winter 1808—1809 erkrankt Goßner schwer und ist zu jeder Arbeit unfähig. Da naht die Karwoche heran. Goßner hält es auf seinem Krankenlager nicht mehr aus. Er kann die heilige Woche nicht vorüber­gehen lassen, „ohne“, wie er schreibt, „ein Wort von der gekreuzigten Liebe zu sprechen, die sich, ohne sich zu schonen, für mich und meine Brüder zu Tode blu­tete“. So steht er auf und predigt, zu früh, der Rückfall wirft ihn wieder nieder, es bleibt eine körperliche Schwäche zurück, die ihn nötigt, das große, schwere Pfarramt in Dirlewang aufzugeben und sich in Miin- chen um eine Benefiziatenstelle zu bewerben. Er erhält sie. Es handelt sich um das Purfinger-Neumayersche Benefizium an der Frauenkirche, das dem Inhaber unter der Bedingung, eine ewige tägliche Messe zu lesen, einen bescheidenen Lebensunterhalt gewährt. In München nimmt Goßner in dem Benefiziatenhäuschen in der Schäflergasse Wohnung und liest die Seelen­messe vor dem heiligen Kreuzaltar unter dem Chor,

37

Tag für Tag. Bald aber hat es sich unter den Geist­lichen der Stadt herumgesprochen, daß der damals neununddreißigjährige Benefiziat jederZeit willig eine Predigt übernähme, und so dauert es nicht lange, bis Goßner die verschiedensten Kanzeln der Stadt zur Verfügung stehen. Besonders gern predigt er in dem „Bürgersaal“, in dem sich die Kongregation der ver­heirateten Männer alle Sonntage nachmittags zu ver­sammeln pflegt: für Goßner die schönste Kirche der Stadt. Und auch hier, vor der städtischen Zuhörer­schaft, wiederholt sich dasselbe wie in Dirlewang. Wenn Goßner eine Kanzel betritt, sind bei dem Zu­strom der Zuhörer die größten Kirchen zu klein. Um einen guten Platz zu erhalten, finden sich schon viele eine Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes ein. Das Erstaunliche ist, daß sich nicht nur das schlichte Volk, sondern auch die Gebildeten, die satten und aufgeklärten Bürger unter seiner Kanzel versammeln. Goßner selbst beschreibt uns diese bunt zusammenge­setzte Gemeinde:

„Menschen von verschiedenen Klassen. Barone, Be­amte, Sekretäre, Offiziere, Soldaten, Damen, Künstler, Studenten, Ärzte, sogar Schauspieler, Ballettänzer, Theaterdiener, Hofmusikanten, Bürger, Handelsleute, Mägde und Knechte, Metzger, Krankenwärter und Kranke, kurz, von allen Gattungen hören mit Freuden und Dank das Evangelium von dem für ihre Sünden Gekreuzigten und stimmen mit mir an: Dem Lamm gebühret alles gar! Es sind zwar nicht alle gleich feu­rig und gleich lebendig im Glauben, sondern, wie über­all, einige mehr, andere weniger, aber sie hoffen doch alle auf ihn, den einzigen Retter und Freund der Sünder. Und einige sind recht fest und stark in ihm und arbeiten auch schon an anderen.“

Nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten suchen seine Gottesdienste auf, besonders später, nach seiner Vertreibung aus Bayern, in der St. Maximilians-

38

Kirche in Düsseldorf und dann vor allem in der Mal­teser- und Jesuitenkirche in St. Petersburg. Hier in der russischen Kaiserstadt entfaltet Goßner den ganzen Reichtum seiner Predigtgabe. Hier steht er in der Vollkraft seines Lebens und auf dem Höhepunkt sei­nes ganzen Schaffens. Hier findet er auch die Idealge­meinde, nadi der er sich gesehnt hat und nach der es ihn sein ganzes Leben hindurch zurückverlangt, längst, nachdem er schon evangelischer Pfarrer und Prediger in der Böhmisch-Lutherischen Bethlehems-Gemeinde in Berlin geworden ist. Ein seltsamer Kontrast zwischen dem ernsten Bußprediger, der auf der kleinen Kanzel der Malteserkirche steht, und der marmornen Pracht der reichen Ordenskirche. In dem schweren, mit rotem Tuch ausgeschlagenen, kostbaren Gestühl versammelt sich bald eine aufhorchende, dankbare Gemeinde, so recht nach dem Herzen Goßners aus allen Volksschich­ten, Kirchen und gar Nationen. Goßner schreibt dar­über:

„Hier ist ein großes Volk, das den Herrn sucht — ich finde, daß ich mich nicht betrogen habe, sondern daß hier viele Lydias, viele Seelen sind, denen Gott das Herz auftut, daß sie glauben, was ihnen gesagt wird vom Worte des Lebens. Sie verschlingen heiß­hungrig, was ihnen gepredigt wird — Leute von allen Ständen, Nationen und Konfessionen — Katholiken und Protestanten, Griechen und Juden, Tataren, Samo­jeden, Kirgisen und Kamtschadalen, Schweden und Finnen, Deutsche und Franzosen, Polen und Italiener — kurz, von allen Sprachen und Zungen finden sich hier Menschen, die alle mehr oder weniger vernehmen von dem Rumor, den die Predigt des Evangeliums macht; denn einer sagt und erzählt es dem andern. Die meine Zunge nicht verstehen, verstehen doch meine Zuhörer, die ihnen in ihrer eigentümlichen Mundart dolmetschen, was verkündigt wird. Letzthin war sogar ein Rabbiner in der Predigt, wo ich über Apostelge­

39

schichte 15 predigte, daß im Kirchenrat der Apostel die Synagoge abgebrochen und begraben und dagegen die Kirche Christi auferstanden sei. Am Ende, da ich betete für alle Nationen, auch für Israel, daß es seinen Hei­land suchen und erkennen möchte, fiel der Rabbiner mit auf seine Knie und betete gerührt mit.“

Die Tageszeit, in der er in der Malteserkirche pre­digt, ist für Petersburger Verhältnisse sehr früh; aber um seinetwillen steht die verwöhnte Petersburger Ge­sellschaft ungewohnt zeitig auf. Ein ganzer Wagen­park versammelt sich dann vor dem Gotteshaus. Alle Prediger der Stadt erleiden durch den Zulauf zu Goß- ner einen Abbruch ihres Kirchenbesuches. Nicht alle ertragen es so, wie der ihm eng verbundene, gutge­sinnte Prediger der Brüdergemeine, Mortimer, der wiederholt die kleine Zahl seiner erschienenen Ge­meindeglieder auffordert, mit ihm zusammen zu Goß- ners Predigt zu gehen, da jener mehr zu sagen und Besseres auszuteilen wisse als er selbst. Die anderen Geistlichen, und zwar die evangelischen gehässiger als die katholischen, geraten nach und nach in einen lei­denschaftlichen Gegensatz zu Goßner und wirken schließlich zusammen mit den Priestern der römischen und russisch-orthodoxen Kirche bei Goßners Sturz und bei seiner Ausweisung mit. Am 19. April 1824 hält Goß­ner, ohne es zu wissen, seine letzte Predigt in St. Pe­tersburg. Sein Herz ist von dunklen Ahnungen schwer. Nach der Messe ruft er vom Altar zum Chor hinauf, daß man das Lied „Ruft getrost, ihr Wächterstimmen“ anstimmen solle, ein ungewöhnlicher Vorgang, gegen alle Regeln der Liturgie. Die ganze Versammlung ist wie elektrisiert. Dann betritt Goßner die Kanzel. So ernst hat er noch nie gesprochen. Er redet länger als 1 % Stunden. Es ist, als wolle er vor der über alles geliebten Gemeinde sein ganzes Herz ausschütten, ihr noch einmal alles sagen, was er aus Gottes Wort zu sagen hat. Wiederum ruft er Gott zum Zeugen an.

40

daß er nichts anderes als das lautere Evangelium, wie es in den Schriften des Alten und Neuen Testaments offenbart sei, habe predigen wollen und nach bestem Wissen und Gewissen auch gepredigt habe. Dann hebt er am Schluß seine rechte Hand empor und ruft aus: „Hier stehe ich; Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Amen!“ Es ist das letzte Wort, das Goßner in St. Pe­tersburg von einer Kanzel gesprochen hat. Als am Sonntag darauf die Gemeinde sich wieder zum Gottes­dienst versammelt, sind die Türen der Kirche polizei­lich geschlossen, während der tapfere Zeuge der Wahr­heit selbst den Ausweisungsbefehl in Händen hat, der ihm befiehlt, Rußland in drei Tagen zu verlassen.

Goßner hat seine Petersburger Gemeinde zeit seines Lebens nicht vergessen; sie war dem Heimatlosen zur Heimat geworden, die ihm durch keine andere mehr ersetzt werden konnte, auch nicht durch die Berliner Gemeinde. Zwar gelingt es Goßner auch hier, hoch und niedrig, alt und jung unter seiner Kanzel zu einer Personalgemeinde zusammenzuschließen, die ihm dank­bar ergeben ist. Aber das, was Petersburg für ihn und was er für St. Petersburg bedeutete, stellt sich nie mehr wieder ein und wiederholt sich nicht. Aus Goß- ners Berliner Zeit kennen wir zwei fesselnde Berichte von Ohrenzeugen, die das Bild Goßners, wie er wie­derum vor einer mannigfach zusammengesetzten Ge­meinde das Wort Gottes verkündigt, lebendig schil­dern. Der eine stammt aus den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der andere vom Jahre 1840. Wir meinen damit den Brief Zelters an Goethe und das Reisetagebuch des baltischen Pastors Schilling. Zel­ter schreibt:

„Der Mann (Goßner) kann 45 Jahre alt sein, er hat Stimme, Ton, Suade, Dialektik, Zuversicht; besonders die Stimme kommt von innen heraus, es ist nicht ange­worfen, man kennt alles, aber man hat es so noch nicht gehört. Das Ganze hätte können kürzer sein, aber es

41

fehlte nicht an Geniestellen und war nicht langweilig, ohne Zorn, Bombast, nicht ohne Glut. Wäre es nicht ein Weilchen her, daß ich keine Predigt gehört, so könnte ich sagen: ich habe seit langer Zeit keine so gute gehört.“

Schilling urteilt:

„Goßner scheint nicht mehr im Zenit seiner Wirk­samkeit zu stehen. Während in den Jahren 1828/29 die Bethlehems-Kirche schon zwei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes überfüllt war, sind jetzt die Gänge leer und auch die Stühle nicht dicht besetzt. Was das Formelle der Rede anbelangt, so ist ein großer Unter­schied zwischen jetzt und damals wahrnehmbar. Die Predigt, wie immer bei diesem lebhaften Geist, ist extemporiert, doch um die Hälfte kürzer als früher, d. h. noch eine gute Stunde lang. Die Rede selbst, die früher in plebejischer Sphäre sich bewegte, ist jetzt um vieles edler und gehaltvoller. Der kräftige Geist, der tiefe Menschenkenner, der naive Christ, der fröhlich Gläubige spricht sich in jedem Satz aus. Ist die Ge­meinde auch weniger zahlreich als früher, so scheint die, welche treu verblieben ist, reifer und geförderter zu sein, als im ersten Anfang bei der plötzlichen Er­weckung möglich war.“

Worin lag — so fragen wir — bei Goßners Predig­ten das Geheimnis ihrer Wirkung? Zunächst gewiß an dem Gebetsgeist, der sie durchglühte. „Im Gebetsleben lag dieses Simsons Stärke“ — schreibt einmal eine Freundin über ihn, „unaussprechlich und unbeschreib­lich lag der Beterglanz auf seinem Angesicht, das dann sehr bleich und geistig aussah.“ Äußerlich waren die Predigten oft formlos. So hatte Goßner seinerseits wohl recht, wenn er einmal seinem großen norddeut­schen Amtsgenossen, dem Kieler Kanzelredner Claus Harms, vorhielt, seine Predigten möchten sich in höhe­rem Grade als Frucht eifrigen Gebets erweisen; aber andererseits ermahnte Claus Harms in seiner knappen.

42

humorvollen Weise Goßner nicht ohne Grund, über dem Beten nicht den zweiten Teil des Sprichworts zu vergessen.

Goßners Predigten hatten weniger Glanz als Glut; es war die Glut des Beters und des Wahrheitszeugen, die in allen seinen Worten brannte. So war denn der Zeugnischarakter seiner Verkündigung ein anderer Grund für den tiefen Eindruck, den sie hinterließ. Goßner selbst spricht sich darüber wie folgt aus:

„Die Wahrheiten des Christentums mögen sich wohl beweisen lassen. Ich denke aber, sie sollen nicht durch Beweisen, sondern nur durch Zeugnisgeben verbreitet werden. Wer die Wahrheit besitzt, beweist sie nicht erst, sondern zeuget von ihr. Wer sie beweisen will, hat sie noch nicht.“ — „Ein Pfarrer ist ein Zeuge der Wahrheit von Jesu ... Er darf um die Wirkung seines Zeugnisses insoweit unbekümmert sein, als sie von ihm nicht abhängt.... Er hat nur darauf zu sehen, daß er mit seinem Wandel und Beispiel auch mitzeuge und nicht selbst widerlege, was er mit dem Munde be­zeuget.“

Die Erklärung endlich für die Tatsache, daß Goß­ners Predigten in gleicher Weise hoch und gering, arm und reich, Gebildete und Ungebildete erreichten, ist in der Einfalt des Herzens zu suchen, die Goßner eigen war. — Ein moderner Schriftsteller hat geurteilt, daß das Christentum fortan nur noch eine Sache von „ganz Wenigen“, und zwar von „ganz Weisen und ganz Einfältigen“ sein werde. — Das ist das Chri­stentum immer schon, von Anfang an, seit den Tagen Jesu und des Apostels Paulus gewesen; und doch ist gerade von den ganz Einfältigen und ganz Weisen eine missionarische Wirkung ausgegangen in die ganze Welt.

„Die wahre Einfalt“, so schreibt Goßner einmal, „ist die wahre Weisheit; wir dürfen über Jesum nicht stu­dieren, um tiefer in seine Kenntnis und in seine Ge­

43

heimnisse einzudringen, sondern ihn mit einfältigem Herzen erfassen und behalten durch Glauben.“

Diese Einfalt des Glaubens, die Jesus seligpreist und die der Apostel Paulus als „göttliche Torheit“ bezeich­net, ist der Schlüssel zum Verständnis der Goßnerschen Predigten und Goßners überhaupt. Weil er nichts an­deres wollte als ganz einfältig und ungekünstelt Zeug­nis geben von Jesus, dem Heiland aller Menschen, und weil er dieses Zeugnis mit seinem ganzen Leben be­stätigte, so daß sich kein Zwiespalt zwischen seinem Leben und seinem Reden auftat, darum hat Goßners Wort, hinter dem er selber stand, einen so tiefen Ein­druck auf alle, die ihn anhörten, ausgeübt; darum ist er, der treue und schlichte Zeuge des Evangeliums, von Gott so reich gesegnet worden.

Der Seelsorger

Alle Arbeit Goßners, auch seine seelsorgerliche, wächst aus einer Wurzel: der Wortverkündigung. Wo er pre­digt, tritt eine Scheidung der Geister ein. Man ist sehr bald entweder für ihn oder gegen ihn; ein Drittes gibt es nicht. Die ersten, die sich unter das von ihm ver­kündigte Wort beugen, fallen dem Spott aller anderen anheim, und nicht nur er, auch seine Anhänger werden verfolgt. Schon in Dirlewang klagt Goßner:

„Der Herr hat sein Werk und Wesen hier, und das will nun der Satan, der Erzfeind des Reiches, nicht leiden, er rast, wütet und stürmt durch den geistlichen und weltlichen Pöbel und schreit, das ist ein falsches Evangelium usw. Die schändlichsten Laster werden den Erweckten angedichtet und ich als der Verführer und falsche Prophet ausgeschrien.“

In St. Petersburg bestrafen Eltern ihre Kinder und schelten Männer ihre Frauen, wenn sie sich zu Goßners Gottesdiensten halten. Der Küster der Jesuitenkirche,

44

der durch Goßners Predigt zum Glauben kommt, wird seines Amtes entsetzt; Goßner verschafft ihm ein an­deres. Der Mönchspriester Photi, ein Rasputin des neunzehnten Jahrhunderts, sucht durch die ihm haltlos ergebene, fanatisierte Gräfin Orlow, der protestan­tische Superintendent Rheinbott durch die Tante des Kaisers, eine deutsche Prinzessin, Goßner bei Hofe zu verleumden: er verdrehe durch seine Predigt allen Leuten den Kopf und störe den Frieden der Familien. In Berlin hält man jedes Glied der Familie für ver­loren, das dem Seelenfang des „Muckerpredigers“ zum Opfer fällt. Kurz und gut: wo Goßner hinkommt, regt sich bald die Feindschaft gegen ihn, die in Wirklich­keit nur eine Feindschaft gegen Gottes richtendes und rettendes Wort ist. Aber auch aufrichtige Freundschaft und treue Gefolgschaft, die nichts als dankbare Liebe und Nachfolge Christi ist, wird Goßner zuteil.

Dieser Kampf der Geister führt dazu, daß einzelne von seiner Predigt angefaßte Gemeindeglieder zu ihm ins Haus kommen und eine Aussprache suchen. Das ist es, worauf Goßner wartet. Und unverdrossen, jedes­mal ganz hingegeben, geht er dann in einer unermüd­lichen Einzelseelsorge diesen nun persönlich vom Worte Gottes ergriffenen Seelen nach. Die Arbeit des Seelsorgers ist nichts anderes als die Nacharbeit des Predigers. Die erste, die für die Unruhe ihres Herzens seinen geistlichen Rat holt und damit das erste Glied der später so weit verzweigten, über ganz Deutschland ausgebreiteten und sich bis ins Ausland, ja über ganze Erdteile erstreckenden „Goßner-Gemeinde“ wird, ist eine Töpferfrau in Dirlewang. Nicht lange, so geht Goßner dazu über, die „Erweckten“ — wie er sie nennt — (10 bis 12 Personen) an Sonn- und Feier­tagen in seinem Hause zu Bibel- und Gebetsstunden zu versammeln. Er ringt um jede Seele; in seinem Tagebuch und in seinen Briefen berichtet er fortlau­fend über jeden Fall und geht seine Freunde um Für­

45

bitte an. So ist es ihm nichts Neues, wenn er in Basel bei seinen evangelischen Freunden die regelmäßigen Erbauungsstunden — es wird der Römerbrief gelesen — übernimmt. Die Zuhörer vergessen darüber ganz, daß er immer noch römisch-katholischer Priester ist, so biblisch ist die Schriftauslegung. Tief, lebendig, herzlich und doch mit tödlichem Ernst erfüllt, drängt sie immer auf eine persönliche Entscheidung hin.

Zweifellos liegt die besondere Gabe und Stärke Goßners in dieser mehr privaten, sich an einen klei­neren Kreis wendenden, seelsorgerisch - erwecklichen Bibelarbeit. Sie war ihm, ehe er nach Basel kam, nicht unbekannt; dennoch hat er gerade hierfür im evange­lischen Basel tiefe Eindrücke und neue starke Anre­gungen empfangen. Im kleinen Münchener Benefizia- tenhäuschen gehören die abendlichen Erbauungsstun­den von Anfang an zur stehenden Einrichtung. Dort haben die Versammlungen schon ihren geregelten Gang. Zuerst werden Missionsnachrichten und Briefe aus der ganzen Welt vorgelesen. Dazu benutzt Goßner die von der Baseler Christentumsgesellschaft heraus­gegebenen „Sammlungen“. Darauf wird ein geistliches Lied gesungen, wenn irgend möglich, begleitet von einem Instrument. Als Liederbuch dient das Gesang­buch Zinzendorfs, das Goßner bereits seit Dirlewang überallhin begleitet. Auch das Losungsbuch der Brü­dergemeine lag schon, täglich aufgeschlagen, auf dem Schreibtisch des Pfarrers von Dirlewang. Nach dem Gesang liest und erklärt Goßner eine Bibelstelle, nie­mals weichlich-sentimental, sondern männlich-ernst und gerade durch diese herbe Kraft die Hörer mit sich fortreißend. Zum Schluß freies Gebet und Segen. Ein­zelne bleiben dann wohl noch zu einer trauten Aus­sprache zurück. Von diesen stillen Abendversammlun­gen im Hause Goßners ist ein heimlicher Strom des Segens ausgegangen, überall, wohin er kam. Alle, die an ihnen teilnehmen, werden nach und nach Goßners

46

persönliche Freunde; denn gerade in diesen Stunden macht Goßner allen sein Herz weit auf und läßt sie tief in sich hineinschauen, auch in seine persönlichen Nöte, Kämpfe und Siege, und so erwachsen ihm gerade aus dieser Kleinarbeit an allen Orten die treusten Freundeskreise, mit denen er auch nach seinem Weg­gang regen seelsorgerlichen Gedankenaustausch unter­hält.

In St. Petersburg erscheinen zu dieser Art von Ver­sammlungen von vornherein eine größere Anzahl von Menschen. Bald nimmt der Andrang zu den Erbau­ungsstunden in solchem Grade zu, daß eine größere Wohnung gemietet werden muß; aber auch diese reicht bald nicht mehr aus. Da läßt Kaiser Alexander I. in der Morskaja, einer der glänzendsten Straßen im Her­zen der Kaiserstadt, auf eigene Kosten die luxuriöseste Wohnung mieten, die Goßner je bewohnt hat. Zu ihr gehört ein großer Ballsaal mit Emporen für Musik und Zuschauer. Dieser Raum wird in eine Predigtstätte um­gewandelt, die mehr als 1000 Menschen faßt. Hier hält nun Goßner sonntags seine Bibelstunden ab und ver­legt dorthin auch die abendlichen Donnerstags-Got­tesdienste, die bis dahin in der Jesuitenkirche statt­fanden. Die Gemeinde, die sich hier versammelt, wächst im Laufe weniger Jahre mit Goßner so innig zusam­men, daß sie diese Versammlungen auch nach seiner Ausweisung aus Rußland fortsetzt. Noch Jahrzehnte lang hält sie zusammen, und erst als später evange­lische Prediger nach St. Petersburg kommen, die das Evangelium ganz im Geist Goßners verkündigen, schließen sich die sogenannten „Goßnerianer“ diesen an. Ein Augen- und Ohrenzeuge, Johann Philipp Si- mon, widmet in seinem Buch „Russisches Leben“ ein besonderes Kapitel der Beschreibung dieser Laienge­meinde.

„Goßners Gemeinde“, so schreibt er, „als ich sie kennenlernte, hielt zweimal in der Woche, Donners­

47

tag und Sonntag, in einem Privatlokal, wo ein Stuben­orgelwerk, ein Positiv, stand, Erbauungsstunden, die darin bestanden, daß man zu dem Positiv, das viele Jahre ein gewisser Maler Rockstuhl spielte, geistliche Lieder sang und dann Vorlesungen aus der Bibel und anderen religiösen Schriften hielt. Man betete hier aber auch wie in allen Kirchen, Synagogen und Mo­scheen Rußlands für den Kaiser und das ganze kaiser­liche Haus. Diese Erbauungsstunde wurde auch wäh­rend der Regierung des Kaisers Nikolaus, und sie wer­den heute noch gehalten. Gegen Ende der zwanziger Jahre besuchte ich sie nicht selten, und ich sah manch­mal noch manchen General als andächtigen Zuhörer hier knien. Alles wurde in tiefer Demut im Namen Jesu gesagt und vorgetragen.“

Goßner selbst bleibt mit seinen Petersburger Freun­den in regem, brieflichem Verkehr. Wöchentlich schreibt er an sie einen Sonntagsbrief, der die münd­liche Predigt ersetzen soll. Ihnen widmet er sein welt­bekanntes Andachtsbuch „Das Schatzkästchen“. Für sie vertieft er sich in das Schrifttum Taulers, aus dessen mystisch-dunklen Geistesschächten er funkelndes Gold zutage fördert und in gangbare Münze prägt: Betrach­tungen. die, anfänglich nur für die Petersburger be­stimmt, später unter dem Titel „Goldkörner“ im Druck erscheinen. Ihnen gilt der jährliche Geburtstagsbrief. Goßners Geburtstag wurde nämlich von den Anhän­gern Goßners in St. Petersburg regelmäßig gefeiert, und zu diesem Tag schreibt Goßner jene köstlichen Hirtenbriefe, die später in einem Büchlein „Briefe von Goßner an seine Gemeinde in St. Petersburg zu sei­nem Geburtstag“ gesammelt und gedruckt werden. Der letzte Brief stammt aus dem Jahre 1857, ein Jahr vor Goßners Tod.

Nach seiner Ausweisung aus Rußland reist Goßner unstet und flüchtig in Deutschland umher. In dieser „Vagabundenzeit“, wie er sie selber nennt, betritt er

48

selten eine Kanzel; wohl aber wird er in allen Häu­sern, in denen er zu Gaste ist, aufgefordert, häusliche Erbauungsstunden zu halten. So wird er „Stubenpre­diger“ in der Familie van der Smissen in Altona, wo ihn Amalie Sieveking, die eifrige Förderin des Diako­nissenwerkes, kennenlernt. So wird er Hausfreund und Hausprediger in Buchwald bei der Gräfin Reden, der Gründerin der Buchwalder Bibelgesellschaft und der Schutzherrin der wegen ihres Glaubens aus der Tiro­ler Heimat vertriebenen und im schlesischen Bergland angesiedelten Zillertaler. Bis in sein höchstes Alter findet Goßner dort im gräflichen Schloß, dem Sam­melpunkt eines regen geistlichen Lebens, immer wie­der körperliche Erholung und seelische Entspannung. Von seinem Fenster schweift der Blick über eine be­zaubernde Landschaft bis nach dem höchsten Gipfel des Riesengebirges hin, der Schneekoppe, und bald ist ihm, dem gehetzten und hartgeprüften Glaubensstrei­ter, das ganze Hirschberger Tal und die Lausitz zu einer Freistatt und Zuflucht geworden; denn nicht nur die Gräfin Reden, sondern ein ganzer Kreis von hoch­gesinnten Freunden nimmt ihn schützend auf: Graf Fleinrich XXXVIII.-Reuß in Jänkendorf und Stons- dorf, Prinz Wilhelm und Prinzessin Marianne von Preußen in Fischbach, Prinz Radziwill und seine Gat­tin, Prinzessin Luise von Preußen, in Ruhberg, Feld­marschall von Gneisenau in Erdmannsdorf, Graf Kon­stantin Stolberg-Wernigerode in Jannowitz, Graf An­ton Stolberg auf Schloß Kreppeihof bei Landshut, Burggraf Heinrich Ludwig Dohna in Hermsdorf und Karl von Heynitz in Königshain.

Wie es bei diesen Stubenpredigten Goßners in den Häusern hin und her zuging, mögen zwei kurze Brief- ausschnitte zeigen.

„Goßner“, so schreibt Luise Reichardt von Goßners erstem Auftreten in Altona, „scheint ein herrlicher Mann zu sein, durchaus natürlich und wahrhaft und

4 Goßner

49

bei einer großen Lebendigkeit ohne alle Heftigkeit. Der Friede Gottes leuchtet aus seinen Augen, sein Äußeres hat nichts Ausgezeichnetes; er grüßte alle freundlich, als er eintrat, ohne sich einer zu nähern. Meine Freundin hatte vor ihm eine Bibel auf den Tisch gelegt, die er alsbald aufschlug und fragte, ob sie ihm einen Gegenstand oder vielmehr eine Stelle, worüber er uns etwas sagen könne, nennen wolle. Sie bat ihn, sich diese selbst zu wählen. Der erste Brief an Timotheus lag gerade aufgeschlagen, und er nahm, ohne weiter nachzudenken, die ersten zehn Verse des Kapitels, betete erst so innig für uns alle, las sodann die Bibelstelle und sprach wohl eine Stunde so unver­gleichlich, daß ich es nie vergessen kann und Dir, wenn Du bei mir wärst, heute noch vieles wörtlich wie­derholen könnte. Es ist ein so schöner, natürlicher Fluß der Rede; die Stimme, die er nie ganz erhebt und da­bei äußerst deutlich spricht, geht gerade zum Herzen; es ist da nichts Störendes. Gott segne und behüte ihn! Meine Seele lobe den Herrn, denn ich werde so glück­lich sein, ihn öfter zu hören, denn es soll ein fest­stehender Zirkel werden

Der andere Brief stammt aus der Feder der Gräfin Friederike Dohna (in Schlesien):

„Am Dienstagabend hielt Goßner eine Erbauungs­stunde auf unserem Eßsaal vor einer Menge der Zu­strömenden, ohngeachtet kaum eine Stunde vorher die Kunde erst hier und da eintraf, weil er es selbst nicht wollte. Aber der Saal und Vorsaal, meines Mannes Stube und die meinige waren angefüllt, und der liebe Goßner — diese Stimme eines Predigers in der Wüste — sprach mit eindringender, aber nicht verwundender Gewalt über die vier ersten Verse des Liedes 803 im Brüdergesangbuch — mir unvergeßlich.... Der täg­liche, nicht schmeichelnde, aber wahrhaft fördernde Umgang mit diesem treuen, begabten Jünger Christi

50

ist mir so ans Herz gekommen, daß ich mich nicht ohne großen Schmerz davon entwöhnen werde.“

Ein ähnlicher geistesverwandter Freundeskreis wie in Schlesien bildet sich später auch in Pommern, wo­rüber Goßner seiner gräflichen Freundin in Buchwald einen Bericht von erquickender Frische erstattet:

„Mitten unter den Abkömmlingen von den alten Kassuben und Vandalen habe ich soviel Segen, Rüh­rung und Bewegung der sonst so rohen und harten Herzen wahrgenommen, daß ich dem Herrn nicht ge­nug danken konnte. Ach, wie beschämte mich dieses Volk! Der Herr hat Großes an ihnen getan. Ich stand wie im Himmel, wenn ich unter ihnen stand — ihnen Gottes Wort verkündigte; täglich kamen sie und aßen hungrig das Brot, das der Herr mir gegeben hat, ihnen zu brechen. So arm ich innen und von mir selber bin, so reich machte er mich unter diesem Volk. Ihm sei Ehre, Lob, Preis und Dank!“

Dort sind es die Familien von Below auf Seehof bei Stolp, die Kleist, Blumenthal, Puttkamer, Bismarck, Senft, Glasenapp, Thadden, Blankenburg, die Goßner auf ihre Güter rufen, um sich mit ihm an der hellen, heißen Flamme des Evangeliums das Herz zu ver­brennen. Mit den meisten von ihnen bleibt Goßner in regem, freundschaftlichem und seelsorgerlichem Briefwechsel. Als dem Reichskanzler Fürst Bismarck 1849 der erste Sohn Herbert geboren wird, vollzieht Goßner die Taufe.

Auch in der Berliner Gesellschaft findet Goßner freundliche Aufnahme: z. B. bei dem bekannten Pro­fessor der Rechtswissenschaft Savigny und dem spä­teren Kultusminister von Bethmann-Hollweg, der ihm bis zu seinem Tode eng befreundet bleibt und einen Nachruf widmet, der ein tiefes, inniges Verständnis der Goßnerschen Art verrät. Dazu kommt ein Kreis jüngerer Freunde: von Lancizolle. Thadden, Poyda, Senft, von Gerlach, von Schlieffen u. a. Ihnen allen

4\*

51

tritt Goßner seelsorgerlich nahe. Im besonderen aber sind es die Häuser des Oberpräsidenten von Schön­berg und des hochherzigen Barons von Kottwitz, in denen er aus- und eingeht und Erbauungsstunden hält. Nicht immer fühlt sich Goßner in dieser Rolle glück­lich, obwohl er mit seinen Gastgebern persönlich aufs tiefste befreundet ist; aber an den bunt wechselnden Gästen übt er eine humorvolle Kritik. Er schreibt da über die Berliner:

„Die Berliner sind commode; sie lassen sich Chri­stum ins Haus und in die Stube tragen, und ich will noch danken, wenn sie nur nicht zu bequem sind, ihn, so nahe habend, ins Herz vollends aufzunehmen und einzuladen. Sie hören gern wie die Athenienser, das muß ich ihnen nachsagen; ob’s aber haftet und Frucht bringt, das sieht man erst im Herbst. Es ist hier, wenn ich’s sagen darf, viel Berliner Blau, und das wird schwer halten, himmelblau daraus zu machen.“

Gelegenheit, in Berlin für das Himmelreich zu wir­ken, wird Goßner genug gegeben. Drei Jahrzehnte arbeitet er als Gemeindepfarrer in der ständig wach­senden Großstadt. Bei seiner Amtseinführung am 31. März 1829 ist Schleierrnachcr, der ihn schon im Herbst 1818 auf einer Ferienreise in München besucht hatte, zugegen und wünscht Goßner mit freundlichen Worten zu seinem neuen Amte Gottes Segen. In den langen Amtsjahren wird Goßner in Berlin geradezu eine populäre Erscheinung. Er kommt mit allen Krei­sen des Volkes in Berührung, mit Offizieren, Studen­ten, schlichten Bürgern, Handwerkern und Arbeitern. Er liest in der Seele des Volkes so gut wie in den Seelen der Aristokraten. Darüber sind mancherlei Ge­schichten im Umlauf. So ruft einmal ein Steinsetzer in der Mauerstraße dem zum Gottesdienst in die Beth­lehemskirche eilenden Pastor ein höhnendes „Prosit, Goßner!“ zu, indem er zugleich die gefüllte Brannt­weinflasche zum Munde führt. Goßner bleibt einen

52

Augenblick stehen und erwidert ruhig: „Ich kann trin­ken, wann ich will; du aber mußt trinken.“ Dann eilt er weiter. Das Wort aber ist wie ein ausgeworfener Angelhaken, der seine Beute nicht losläßt. Zwei Tage später findet ein bußfertiger Sünder den Weg zu Goß- ners Tür, und als er wieder aus ihr herauskommt, hat er den ersten schweren Schritt zu dem hin getan, der

* wie Goßner ihm vorzuhalten nicht müde wird
* „allen Durst auf ewig stillt“.

Überhaupt diese Tür im Goßnerschen Pastorat — steht sie je still? Und ist Goßner am Abend von Be­suchen erschöpft, dann hält ihn, ach, wie oft bis Mit­ternacht, der Schreibtisch fest, der einem Beichtstuhl gleichkommt, an dem Menschen aus den verschieden­sten Ständen und Gegenden Deutschlands, aber auch aus dem Ausland und von Übersee Goßner als ihrem evangelischen Beichtvater in vertrauten Briefen ihr Herz ausschütten.

Vielen einzelnen Menschen kommt Goßner in außer­ordentlicher Weise nahe, wie z. B. jenem Baron von Campenhausen in St. Petersburg, der eine Zeitlang Goßners Predigten nur aus Neugierde besuchte, dann aber, im höfischen Leben aufgehend, was ihn innerlich hätte weiterführen können, vergaß. Da geschieht es, daß ihm auf einer Spazierfahrt die Pferde scheu wer­den und durchgehen; er wird aus dem Wagen geschleu­dert und bleibt bewußtlos liegen; der Kopf ist schwer verletzt, der rechte Arm zerschmettert. Der Brand tritt hinzu, und nach drei Tagen naht der Tod. Sobald der Sterbende zum Bewußtsein kommt, ruft er sofort nach Goßner, der ihm dann bis zu seinem letzten Atem­zuge mit dem ganzen Trost des Wortes Gottes zur Seite steht. Auch die Prinzessin Marianne von Preu­ßen läßt sterbend Goßner nicht aus ihrer Nähe.

Besonders ergreifend aber ist das Verhältnis Goß­ners zu der bereits erwähnten Luise Reichardt gewesen, der Tochter des s. Z. berühmten, Goethe befreundeten

53

Kapellmeisters in Giebidienstein bei Halle. Luise Rei- chardt, in ihrer Jugend eine gefeierte Schönheit, Sän­gerin und Komponistin, verlobte sich mit dem Dichter Eschen, aber kurz vor der Hochzeit fand der Bräuti­gam bei einer Bergbesteigung in der Schweiz einen grauenhaften Tod. Man fand ihn abgestürzt, körper­lich zwar unverletzt, aber im Eise eingeklemmt und erfroren. Damals kam über Luise Reichardt jene tiefe Schwermut, die sich nie wieder ganz verlor. Erst nach Jahren bewarb sich um sie ein junger Maler, den der Vater als Gast ins Haus gebracht hatte: Gareis. Es schien, als sollte für Luise ein neues Leben beginnen. Schon war die Hochzeit angesetzt, und zwar sollten zugleich mit Luise ihre beiden Stiefschwestern getraut werden; Gareis weilte noch auf einer Studienreise in Italien; man erwartete nur noch den Brief, der die Stunde seiner Ankunft mitteilen sollte: da kam die Nachricht seines Todes. Er war in Florenz von einem Fieber ergriffen worden und nach wenigen Tagen ge­storben. Am Hochzeitstage der Schwestern wollte man Luise entfernen, aber sie war gefaßter denn je, be­sorgte alles und war stille Zeugin bei dem Feste. Seit­dem war Luise Reichardts Leben nur noch dem Dienst an anderen geweiht. Sie schaute nach treuen Führern für ihre heilsverlangende Seele aus. Herder war es, der sie in den Vorhof des Hauses Gottes führte; dann erschloß ihr Schleiermacher den Blick ins Heiligtum; aber Goßner, den sie in Hamburg kennenlernte, nahm sie herzhaft bei der Hand und ging mit ihr in das Allerheiligste: er wies sie zu Christus, in dessen Dienst sie die Erfüllung ihres Lebens fand.

Wie Luise Reichardt, so haben viele Menschen den Tag gesegnet, an dem Goßner, der treue Seelsorger, in ihr Leben eintrat, um all ihr Leid, ihre Schuld und ihre Not in sein eigenes Leben hineinzunehmen. Er tat es, indem er sie alle im Gebet vor den brachte, der alle Wunden heilt, die Sünde vergibt und Sorge in

54

Segen verwandelt. Wenn es in dem Berliner Pastorat in der Wilhelmstraße Nr. 29 je still wurde, dann war es die Stille des Gebets.

So, aus dieser innersten Verbundenheit des Seelsor­gers mit den ihm anvertrauten Seelen ist Goßners Freundeskreis erwachsen, ohne jede äußere Organisa­tion und ohne werbende Propaganda, zusammenge­halten allein durch jene unendlich feinen, unsichtbaren, aber festen Fäden priesterlicher Fürbitte. Das ist Goß­ners Hinterland, das er sich auf den Knien liegend, betend erkämpft hat, ein Hinterland, das nicht geogra­phisch und statistisch erfaßt werden kann und doch da ist: das schimmernde Land einer aus der Seelsorge eines gottbegnadeten Seelsorgers herausgewachsenen Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Goßners Kranken­haus und Goßners Heidenmission sind von dorther ge­tragen und gespeist worden.

Der Schriftsteller

Durch zwei Büchlein ist Goßner weltbekannt ge­worden: durch sein Andachtsbuch, das „Schatzkästchen“, und durch sein „Herzbüchlein“. Das „Schatzkästchen“ kommt in erster Auflage im Jahre 1825 heraus und wird immer wieder aufgelegt. Es wird ins Englische, Holländische, Schwedische, Dänische, Norwegische, Fin­nische und Polnische übersetzt. Es begleitet die deut­schen Auswanderer nach Sibirien, Nordamerika und Australien. Es wird das Andachtsbuch der Goßnerschen Missionare in allen Kontinenten.

Eine noch weitere Verbreitung findet das „Herz­büchlein“ Goßners, eine derb-anschauliche Schrift, die der Verfasser nach einem katholischen Urbild für seine bayrischen Bauern geschrieben hat. Da ist auf vielen Seiten das Herz des Menschen abgebildet. Christus und der Teufel können darin wohnen, alle Todsünden,

55

aber auch die Seligkeit eines erlösten Gotteskindes. Die Sünden werden durch Tiergestalten versinnbild­licht. Dann wird gezeigt, wie Gottes Wort und Geist auf das Menschenherz einzuwirken beginnen. Die Tier­gestalten entweichen oder sie kehren wieder ins rück­fällige Menschenherz zurück, bis endlich im Herzen des Menschen das Kreuz Christi aufgerichtet dasteht oder der Teufel den Thron besteigt. Dieses einfältige Büchlein wandert durch die Welt. Es ist heute, soweit feststellbar, übersetzt: ins Russische, Finnische, Nor­wegische, Armenische (Ost- und Westarmenisch), Tür­kische (Alt- und Neutürkisch), Arabische, Amharische; in drei westafrikanische Sprachen: Twi, Duala, Ga; in die südindischen Sprachen: Tamil, Telugu. Kanaresisch, Malayalam; in die nordindischen Sprachen: Hindustani, Hindi, Mundari; ins Javanische, Bataksche, Niassische, Dajaksche, in die Truksprache (Karolinen) und ins Chinesische.

Über dem Bild des Menschenherzens ist Seite für Seite ein Menschenantlitz gezeichnet.

Auf der Wanderung des Büchleins durch die Rassen wandeln sich die Gesichtszüge vom Nordischen bis ins Chinesische: ein stillschweigendes Zugeständnis zu der biblischen Wahrheit, daß das Menschenherz in Nord und Süd, in Ost und West das gleiche ist, daß aber auch die Kraft des Evangeliums eine völkische und rassische Schranke nicht kennt.

Was hat außer dem „Schatzkästchen“ und dem „Herzbüchlein“, den Büchern, die die Welt durchwan­dern, Goßner sonst noch geschrieben und im Druck er­scheinen lassen? Zunächst eine eigene Übersetzung des Neuen Testaments für das katholische Bayern. Am liebsten möchte Goßner das Neue Testament in der lutherischen Verdeutschung, die er persönlich für die kraftvollste und unnachahmlich beste hält, ins katho­lische Volk tragen; aber zu verhaßt ist der Name des Reformators, zu tief eingewurzelt das Vorurteil gegen

56

sein Reformationswerk bei den katholischen Volks­genossen, als daß die Lutherbibel Aussicht auf Ver­breitung hätte. Darum vertreibt Goßner zunächst, z. T. schon mit Hilfe der Londoner Bibelgesellschaft, das im Jahre 1809 erschienene sogenannte „Regensburger“ Neue Testament. Auf die Dauer aber kann ihm dessen Text, dem man noch zu sehr die Befangenheit im starr­katholischen Kirchenglauben anmerkt, nicht genügen. So macht er sich selbst an die Übersetzungsarbeit. Goßners Neues Testament, unter den damals vorhande­nen katholischen Übertragungen ohne Zweifel die text- gemäßeste und sprachlich volkstümlichste, erscheint im Herbst 1815, von dem bischöflichen Generalvikariat in Freising zu München genehmigt und von dem dama­ligen Kronprinzen Ludwig durch eine goldene Denk­münze geehrt. Nach kaum zwei Jahren sind 27 000 Exemplare verbreitet, so groß ist der Hunger nach Gottes Wort im katholischen Land. Als die englischen Bibelfreunde davon hören, schicken sie sechs Druck­pressen, damit ja keine Unterbrechung und Verzöge­rung eintrete; und so wird das kostbare Büchlein in wenigen Jahren wohl dreißigmal neu aufgelegt und in vielen tausend Exemplaren verkauft.

Jetzt erst geht Goßner auch an die Auslegung der heiligen Schriften des Neuen Testaments heran, wobei ihm die Erfahrungen in der praktischen Bibelarbeit zugute kommen. So entsteht im Jahre 1818, also noch in Goßners katholischer Zeit, ein Werk, an das Goßner seine ganze Schrifterkenntnis und Glaubenserfahrung gewandt hat: „Geist des Lebens und der Lehre Jesu Christi.“ Auch von diesem Buche erscheinen mehrere Auflagen, die dritte mit dem geänderten Titel: „Das Erbauungsbuch der Christen.“ In der Tat ist Goßners Kommentar zum Neuen Testament ein Volks- und Er­bauungsbuch im besten Sinne des Wortes: es verzichtet bewußt auf die bloße Wissenschaftlichkeit.

„Gelehrsamkeit“, so bekennt Goßner selbst, „ist von

57

mir und meinem Buch weit entfernt; die darfst Du bei mir gar nicht suchen. Ich weiß und will nichts wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten, und den in Einfalt und herzlicher Liebe, aber ganz und mit gan­zer Seele.“

Wie alles, was Goßner schreibt, ist auch dieses Buch eingefügt in die Zeitgeschichte und macht darum auch Geschichte. Während sich Goßner in Petersburg auf­hält, wird es neu aufgelegt und zugleich ins Russische übersetzt. Goßner ahnt nicht, welchen Sturm er damit entfesselt. Die Übersetzung seines Kommentars zum Neuen Testament in die russische Sprache führt zum Sturz des Kultusministeriums Galitzin, zur Unterdrük- kung der Russischen Bibelgesellschaft und zur Ver­bannung des Verfassers selbst aus dem russischen Reiche. Die dem Fürsten Galitzin und damit auch Goßner feindliche Partei hat in Erfahrung gebracht, daß Goßners Buch in der Gretschschen Buchdruckerei zu St. Petersburg in deutscher und russischer Sprache herauskommt. Man sucht die Lehrjungen zu bestechen, um die Druckbogen in die Hände zu bekommen — ver­geblich. Selbst das Angebot von 200 Rubeln fruchtet nichts. Da stellt sich der Beamte Stepanoff krank und läßt den Arzt Dr. Christian Witt rufen, von dem er weiß, daß ihm, als einem Freunde Goßners, die Kor­rektur des russischen Textes übertragen ist. Bei dem Besuch des Arztes läßt der Scheinkranke durchblicken, daß seine Krankheit auch mit inneren, seelischen Nöten Zusammenhänge, und bittet ihn, ihm zur Erbauung einige Bogen des neuen Goßnerschen Werkes zum Lesen zu geben. Der nichtsahnende Arzt erfüllt die Bitte, und so gelangen die noch nassen Bogen in die Hände der Feinde, deren vom Haß geschärfte Augen sofort eine Stelle entdecken, die Goßner belasten könnte. Es handelt sich um die Erklärung des Verses Matth. 1, 25, in der Goßner die Möglichkeit zugibt, daß Maria außer dem Erlöser auch noch andere Kin­

58

der gehabt haben könne — eine Behauptung, die für die russische Kirche einfach untragbar erscheint. Nun wird der russische Metropolit Serafim veranlaßt, so­fort eine Audienz beim Zaren nachzusuchen. Er erhält sie; aber zweimal kehrt der gutmütige und etwas be­schränkte geistliche Würdenträger mit seinem Wagen um, bis ihn der fanatische Mönchspriester Photi und dessen Helfershelferin, Gräfin Orlow, zum drittenmal an den Wagenschlag begleiten und ihn nötigen, end­lich zum Kaiser zu fahren. Hier legt Serafim seine Tiara feierlich zu den Füßen Alexanders I. nieder und er­klärt, sie nicht eher aufsetzen zu wollen, als bis das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten aufgeho­ben, der Minister Galitzin entfernt und die schädlichen Bücher unterdrückt seien. Als Beweisstück für die Staatsgefährlichkeit und Kirchenfeindschaft des Mini­steriums dient die Goßnersche Erklärung des Matthäus- Evangeliums. Der Kaiser läßt sich überzeugen, Fürst Galitzin wird abgesetzt und Goßner endgültig aus Rußland entfernt.

Als katholischem Priester ist Goßner der liturgische Teil des Gottesdienstes ebenso wichtig wie die Wort- verkiindigung selbst. So hält er sich zunächst an die Formen der römischen Messe, wobei er freilich in die schwersten Gewissenskonflikte gerät. Einmal gibt er auf die Frage, wie er denn noch mit gutem Glauben vor der Monstranz knien könne, die Antwort: „Ich beuge das Knie vor dem allgegenwärtigen Gott“; in der Franziskanerkirche zu Düsseldorf aber stellt der alte bucklige Meßdiener, dessen Latein dazu gerade noch ausreicht, fest, daß der Kaplan Goßner die Worte der Meßliturgie, die die Wandlung wirken, fortläßt, und meldet es der Kirchenbehörde. Es kann nicht aus- bleiben, daß Goßners aus dem Evangelium geschöpfter Glaube auch die Schranken des römisch-katholischen Kultus durchbricht.

In Basel hat Goßner die Bedeutung des deutschen

59

Kirchengesangs kennengelernt und will ihn nun in München auch im römisch-katholischen Gottesdienst einführen, was den Unwillen der römisch gesinnten Gemeindeglieder erregt. So rufen im besonderen die Adventsandachten, die Goßner 1817 in der Elisabeth­kirche zu München hält, auf der einen Seite lebhafte Zustimmung, doch auf der anderen Seite auch heftigen Widerspruch hervor. In St. Petersburg, wo Goßner viel freier schalten und walten kann, liest er die Messe in deutscher Sprache und feiert das Abendmahl in beiderlei Gestalt (in der römisch-katholischen Malteser­kirche!), indem er, der Priester, das Brot austeilt, wäh­rend er den Kirchendiener, also einen Laien, hinter sich hergehen und der Gemeinde auch den Kelch reichen läßt. Hier führt er für seine Personalgemeinde, die allerdings zum größten Teil aus Protestanten be­steht, auch ein eigenes Gesangbuch ein. Es handelt sich um die „Sammlung auserlesener Lieder von der er­lösenden Liebe, herausgegeben von Johannes Goßner“. Sie erscheint 1820 zum erstenmal und wird wieder­holt — später mit einem dazugehörigen Choralbuch — aufgelegt. Charakteristisch für das Goßnersche Ge­sangbuch sind die Wechselgesänge, die abwechselnd von dem Chor, der Gemeinde und dem Liturgen ange­stimmt werden. So, als Wechselgesang zwischen dem Prediger und der Gemeinde, tritt uns in der Samm­lung auch jenes Ausgangslied entgegen, dessen Ver­fasserschaft vielfach Goßner zugeschrieben wird: „Segne und behüte uns mit deiner Güte! Herr, erheb dein Angesicht über uns und gib uns Licht!“ In Goß- ners Liedersammlung taucht zum erstenmal auch das Lied auf, zu dessen Melodie er den Petersburger Kom­ponisten Bortnianski angeregt hat, das seitdem in kei­nem Gesangbuch fehlt und sich als ein Teil des alten Zapfenstreichs auch der Männerwelt eingeprägt hat: „Ich bete an die Macht der Liebe . . .“

Es wäre verwunderlich, wenn solch ein Prediger von

60

Gottes Gnaden, wie Goßner es war, nicht auch seine Predigten veröffentlicht hätte. Oft erscheinen sie, bald nachdem sie gehalten sind, im Druck. Ein Manuskript mit der Auslegung solcher Texte, über die Goßner wahrscheinlich in München gepredigt hat, hinterläßt der Verfasser seinen Münchener Freunden als Ab­schiedsgeschenk; nach seinem Tode werden sie unter dem Titel „Vergißmeinnicht“ veröffentlicht (1859). Auch die 21 Predigten, die Goßner in Form von Send­schreiben an seine verlassene Petersburger Gemeinde richtet, werden später gedruckt. Endlich kommt eine Sammlung älterer, bereits gedruckter und ungedruck­ter Predigten 1838 in Nürnberg heraus, darunter auch die berühmte Münchener Abschiedspredigt, die unter dem Titel „Der uralte katholische Glaube“ als Trak­tat viel verbreitet und z. B. auch ins Holländische, Französische, Wendische und Böhmische übersetzt worden ist.

Die Unterweisung der Kinder liegt Goßner seit jeher am Herzen. Auf immer neue Weise versucht er, sie mit der biblischen Geschichte und mit der christ­lichen Glaubenslehre vertraut zu machen. So wachsen aus diesem Zweig seiner Gemeindearbeit auch jene „Handbibeln“ und „Handbücher“, „Sitten- und Heils­mittellehren“ heraus, die Goßner für den Katechismus­unterricht der Kinder schreibt. Schon in Dirlewang hat sich Goßner mit der ganzen Gewissenhaftigkeit, die ihm eignet, der Gemeindejugend angenommen. Täg­lich besucht er dort die Schule und sucht besonders die Katechese anschaulich und anregend zu gestalten. Es ist ihm auch geschenkt, kindertümlich zu sprechen und den Kinderseelen die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments unvergeßlich einzuprägen. In Mün­chen werden ihm nach und nach 700 Kinder zur Kinder­lehre zugeführt. Für sie läßt Goßner in äußerer An­passung an die Ordnung des römischen Katechismus eine kleine Handbibel, bestehend aus Bibelsprüchen

61

und Liedversen, drucken. Als man darin das Fege­feuer vermißt, gibt er freundlich zur Antwort: „Ich habe in der Bibel keins gefunden und getraue mir also in dieselbe auch keins hineinzumachen — es ist ja die Hölle schon heiß genug.“

Goßner ist mit seinem ganzen Herzen dabei, als die Kinder dann die Erneuerung ihres Taufgelübdes und später auch das Weihnachtsfest feiern, und jedesmal macht er ihnen mit irgendeinem kleinen Traktat, den er eigens für sie geschrieben hat, eine Freude. Auch in St. Petersburg schicken sowohl römisch-katholische wie auch protestantische Eltern ihre Kinder zu Goßner in den Religionsunterricht, der zweimal in der Woche stattfindet. So besucht z. B. der kleine Adolf Harnadc, um die Jahrhundertwende Theologe von Weltruf, Goßners Christenlehre. Auch für diese Kinderstunden schreibt Goßner ein besonderes Handbüchlein. In Ber­lin gründet Goßner jene bekannten Kinder-Warte- anstalten (für noch nicht schulpflichtige Kinder), die heute noch seinen Namen tragen. Vierundzwanzig Jahre lang leitet und betreut er sie persönlich und läßt es sich selbst in seinem höchsten Alter nicht nehmen, wenigstens den Weihnachtsrundgang durch alle An­stalten zu machen. Im ganzen sind etwa 17 000 Ber­liner Kinder durch Goßners Fürsorge hindurchgegan­gen, und auch für sie ist der greise Kinderfreund lite­rarisch tätig. Gern verbreitet er unter ihnen ein „Ge­betbüchlein für Kinder“, das bereits im Jahre 1823 in 5. Auflage erschien. Ferner ist zu erwähnen sein „Weg­weiser für junge Wanderer am Scheidewege, ein Nach­ruf an die eingesegnete Jugend, die zum erstenmal das heilige Abendmahl genoß“. Außerdem hat Goßner zeit seines Lebens etwa 60 kleinere und größere Kindertraktate verfaßt, die bei seinem Tode in 20 000 Exemplaren verbreitet sind.

Obwohl Goßner kein Mystiker ist, sondern eine biblisch-prophetische Glaubenshaltung einnimmt, so

62

kommt er doch von der deutschen Mystik her. Davon zeugt seine Übersetzung der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis und eine Auswahl aus den Schriften Taulers und Zinzendorfs, die er mit Erklärungen herausgibt. Ferner betätigt sich Goßner auch als Ge­schichtsschreiber. Er schreibt die Geschichte der baye­rischen Erweckungsbewegung. Er läßt die Predigten von Martin Boos, der Hauptgestalt jener Bewegung, drucken und wird zuletzt der Biograph seines Freundes und Mitkämpfers.

Audi Monatsschriften gibt Goßner heraus: ein Mis­sionsblatt „Die Biene auf dem Missionsfelde“ und eine christliche Familienzeitschrift: „Der christliche Haus­freund“. Dazu kommt endlich der ausgedehnte Brief­wechsel, der sich nach und nach über alle fünf Erdteile erstreckt: Briefe, die Zeugnis- und Kampfcharakter tragen. Oft sind sie in heiligem Zorn stürmisch aufs Papier geworfen. Man lese nur seinen Brief an den Berliner Bürgermeister, der das Halten von An­dachten im Elisabeth-Krankenhaus verbietet! Wie im Sturmwind fährt die breite Feder über das grobe, graue Papier dahin. Bücher, Blätter, Briefe: staunend steht der Leser vor der schriftstellerischen Leistung des Mannes, der oft wie ein gehetztes Wild von Ort zu Ort, von Land zu Land reiste. Könnte er den flei­ßigen Schreiber selbst fragen, woher ihm bei aller Un­ruhe seines Lebens die Stille und die Kraft zu solcher Arbeit kam, er würde nur einen Namen nennen hören: Christus.

Goßners Anteil an der Inneren und Äußeren Mission

Wenn man von dem Anteil Goßners an der Inneren und Äußeren Mission spricht, muß man zuerst alles hinwegdenken, was irgendwie an eine Organisation oder an eine „Anstalt“ erinnert. Was Goßner tut, ist

63

etwas ganz Einfaches. Er lebt in der Wirklichkeit des Reidies Gottes, die sich ihm örtlich als die Gemeinde und in ihr die Kerngemeinde darstellt, nämlich die Gemeinschaft der wahrhaft gläubigen Jünger Jesu Christi. Hier sieht er die Kräfte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung als Gaben des Heiligen Geistes am Werk. Diesen Gaben stellt er Aufgaben, ganz planlos und unbefangen, so wie sie sich aus der Lage, in der er sich gerade befindet, ergeben. Dabei kann Goßner unvoreingenommener, einfältiger, kindlicher, ursprünglicher handeln als seine Freunde und Feinde und darum Wege gehen, die naiv, ungewöhnlich, ge­wagt, ja geradezu unvernünftig erscheinen und den Widerspruch seiner Zeitgenossen herausfordern. Weil er aber diese Wege im Glauben geht, wird bei ihm so­gar Irrtum in Weisheit, Schwäche in Kraft und Schuld in Segen gewandelt. Die Spannung, in der er lebt, ist nicht eine Spannung in seinem Charakter, so span­nungsreich dieser auch sein mag, sondern hängt mit der Spannung zusammen, in der das Reich Gottes mit den in ihm waltenden Kräften zur Welt und sogar zu der geschichtlichen Erscheinungsform der Kirche steht.

Ganz bewußt baut Goßner alles, was er unternimmt, auf dem lebendigen Kräftespiel geistgewirkten Glau­bens auf. also auf der Kirche in der Kirche, auf der Gemeinde in der Gemeinde. Daraus erklärt sich auch der Spürsinn Goßners für alles Organische und Ge­wachsene und seine instinktive Abneigung gegen alles Organisatorische und Gemachte. Damit hängt ferner zusammen, daß alles, was Goßner beginnt, im Ansatz und im Anlaß, in der Methode und auch, was den Umfang des Aufgabenkreises betrifft, einen durch und durch persönlichen Charakter trägt. Goßner weiß, daß jede Arbeit, die nicht frei und unmittelbar aus der Glaubenskraft der lebendigen Gemeinde herauswächst, sondern nur mittelbar, auf dem Umweg über die Be­hörde angeordnet und organisiert wird, früher oder

64

später selbst etwas Organisatorisches, Anstaltliches und Sachliches wird und damit erstarrt oder gar verwelt­licht und abstirbt. Darum achtet er mit einem ewig wachen Herzen auf die Grenze, an der ein Unterneh­men, unter dem Trieb des Geistes begonnen, zum Be­trieb wird, seinen persönlichen Charakter verliert und, etwas durchaus Unpersönliches, zum Dienst an einer Sache wird. Goßner dient keiner Sache, auch keiner christlichen Sache, sondern seinem Herrn Christus per­sönlich. Darum erwartet er auch von seinen Missio­naren und Krankenschwestern nichts mehr und nichts weniger als ein persönliches Glaubensverhältnis zu ihrem Herrn. Das ist das Entscheidende, während er die wissenschaftliche Ausbildung und Zurüstung, sowie die methodische und organisatorische Begabung und Tüchtigkeit seiner Mitarbeiter zwar nicht unterschätzt, aber doch erst an die zweite Stelle rückt. Im Reiche Gottes und in allem Reichsgotteswerk — das ist seine Überzeugung — kommt es nicht auf menschliche Klug­heit und Methoden, auf Zahlen, auf Geld und Organi­sation an, mögen diese Dinge in der Welt und auch in der Kirche noch so wichtig und notwendig sein: mehr als auf alles andere kommt es hier auf das Maß der vom Heiligen Geist geschenkten Kräfte und Gaben an.

Darum wird Goßner nicht müde, auf das Gebet als das wichtigste Mittel zum Aufbau des Reiches Gottes hinzuweisen. Ihm selbst wird mit Recht an seinem Sarge nachgesagt: „Er hat zurechtgebetet die Mauern des Elisabeth-Krankenhauses und die Missionsstationen in Indien.“ Und ganz böse kann Goßner werden, wenn er in der Leitung irgendeines christlichen Unterneh­mens den rechten Gebetsgeist vermißt. So tritt er z. B. aus dem Berliner Komitee der Bibelgesellschaft aus, weil man in ihm übereingekommen ist, die Sitzungen mit einem stillen Gebet zu beginnen. Mit verletzender Grobheit wendet er sich gegen diesen Beschluß.

5 Goßner

65

„Eine Bibelgesellschaft“, so schreibt er, „die nicht mit Gebet, mit lautem, feierlichem Bekenntnis ihre Abhängigkeit von Gott und Gottes Segen anfängt, die sich dessen schämt, die keinen Sinn, kein Herz, keine Freudigkeit dafür hat, ist mir nicht eine ecclesia sancta et devota (eine geheiligte und an Gott gebundene Ge­meinschaft), sondern eine synagoga profanorum et plebejorum sine numine et sine lumine (eine völlig verweltlichte, von Gott und vom Geist verlassene Ge­nossenschaft), ist mir eine Gesellschaft von Fackel­trägern oder Laternenanzündern, die selbst blind sind oder sich die Augen geflissentlich verbinden, daß sie das Licht nicht sehen, das sie andern Vorhalten oder anzünden, ist mir eine Gesellschaft von Ölhänd­lern, die den Salat ohne öl essen, Weinhändlern, die Wasser trinken, Fuhrleuten, die den Wagen nicht schmieren . . . Wer nicht beten will, der lasse es blei­ben; er hindere und wehre aber denen nicht, die beten wollen! Wenn ich in die Versammlung komme und wollte beten, und es wehrte es mir einer, so würde ich Hut und Stock nehmen und davongehen, als wenn mich ein toller Hund beißen wollte. Aber ich werde nicht kommen, solange gewiß nicht, als Mitglieder dabei sind, die mit dieser Gesellschaft das Gebet nicht ver­binden können und wollen . .

Instinktiv fühlt Goßner hier, wie ein christliches Unternehmen verweltlicht: Der Saft treibt nicht mehr durch den Stamm, so daß er verholzt und verdorrt. Als Beweis dafür dient ihm die Tatsache, daß das Gebet nur noch eine leere Form geworden ist, während für ihn das Gebet und die Fürbitte der Gläubigen ein immerwährendes Schöpfen aus Gottes gegenwärtiger Gnadenfülle bedeutet.

So ist es denn nicht Schrullenhaftigkeit oder schwä­bischer Eigensinn, wenn Goßner auch bei der Grün­dung und Fortführung der beiden Werke, die seinen Anteil an der Inneren und Äußeren Mission aus­

66

machen, nämlich des Elisabeth-Diakonissen- und -Kran­kenhauses und der Goßnerschcn Missionsgesellschaft in Berlin, oft eigenartig und sonderbar verfährt. Was ihn dabei bewegt, ist immer nur die eine Sorge und die eine Furcht: die Sorge und die Furcht vor der Ver­weltlichung (Säkularisierung) und vor einer falschen Verkirchlichung (Bürokratisierung) seines Unterneh­mens.

1. Das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus

Schon in Dirlewang hat der junge katholische Pfar­rer Gelegenheit, seinen Glauben als einen solchen, der sich in der Liebe tätig erweist, zu bezeugen. Im Jahre 1806 geht eine Nervenfieberseudie durch die Dorf­gemeinde. Ganze Familien sterben aus. Goßner aber ist Tag und Nacht unterwegs, von einem Krankenbett zum anderen, um den Siechen und Sterbenden mit Gottes Wort und Sakrament zur Seite zu stehen. Aus der Pfarrküche werden wochenlang 40 bis 50 Per­sonen auf dem Krankenlager gespeist. In München ist es die Hospitalkirche der Elisabetherinnen, in der Goßner längst, nachdem ihm alle Kanzeln der Stadt verschlossen sind, vor den Klosterfrauen, den Kranken und den Krankenwärtern predigt, die ihm bis zuletzt die Treue halten. In St. Petersburg gehört vier Jahre lang jeder Montag den Kranken und Altersrentnern im Smolna-Krankenhaus, deutschen Volksgenossen, die Goßner ohne jede geistliche Versorgung vorfindet. Mit derselben Gewissenhaftigkeit widmet er jeden Freitag einem hohen Staatsbeamten und Vertrauten des Zaren, dem greisen, blinden Koschelew, der nicht zur Kirche kommen kann, um ihm die gehaltenen Predigten und Bibelvorträge zu Hause zu wiederholen. In Altona lernt Goßner Amalie Sieveking kennen, die damals den Gedanken, eine weibliche Diakonie zu gründen, keimhaft im Herzen trägt. Er berät sie und gibt ihr

5\*

67

zu dem selbsterwählten, neuartigen Dienst unter Hand­auflegung den Segen. Als Gemeindepfarrer in Berlin lernt Goßner das ganze Krankheitselend einer Groß­stadt kennen; aber erst ein Einzelfall, der ihn persön­lich angeht, gibt ihm den Anstoß zur Gründung eines Krankenbesuchsvereins. Der herrschaftliche Diener einer befreundeten Petersburger Familie liegt krank in Berlin. Goßner besucht ihn und sieht seine ganze äußere und innere Verlassenheit. Er erzählt es seinen Freunden und bittet sie, den Kranken zu besuchen und ihm in seiner Not zu helfen. Nach seinem Tode äußern die Freunde selbst den Wunsch, weiter zusammen­zubleiben und denselben Dienst auch an anderen Kran­ken zu üben. So entsteht, ganz im Geiste Goßners, un­gemacht und auf Grund eines durch und durch per­sönlichen Anlasses, am 9. September 1833 der Männer- Krankenverein, der von dem Wundarzt Achilles zu­sammengefaßt und geleitet wird. Wöchentlich einmal kommt man im Pfarrhaus zusammen, tauscht die Er­fahrungen aus und stellt die ganze Arbeit unter Got­tes Wort und ins Gebet. Der Verein besteht heute noch und arbeitet in derselben schlichten und persön­lichen Weise fort.

Wenige Wochen später, am 16. November, tritt auf einen Kanzelaufruf Goßners hin ein Frauen-Kranken- verein in dem Pfarrhaus der Bethlehemsgemeinde zu­sammen. Der Arbeitsplan erstreckt sich über die ganze Hauptstadt. Sechs Bezirksvorsteherinnen in den ver­schiedensten Stadtteilen übernehmen die Pflicht, für die hilflosen Wöchnerinnen, Alten und Siechen zu sor­gen. Ihre Bezirke werden nicht nach dem Stadtplan abgegrenzt, sondern — ganz Goßnerisch — „nach dem Maße ihrer Liebe und ihrer Kraft“. Bald zeigt es sich, daß Goßner mit dieser Gründung das Rechte getroffen hat. Von allen Seiten erfährt er Förderung. Es ist das erste soziale Unternehmen in Berlin, das, von einer christlichen Gemeinde ausgehend, die soziale Not der

68

ständig wachsenden Großstadt sieht und anpackt. Diese Tätigkeit des Vereins währt so lange — Goßner stirbt darüber hin —, bis eine Kirchengemeinde nach der an­deren, im Gewissen aufgerüttelt, die Arbeit über­nimmt. So hat Goßner die evangelische Kirche in Ber­lin ihre soziale Pflicht sehen und erfüllen gelehrt.

Inzwischen ist der Frauen-Krankenverein dazu über­gegangen, seine Arbeit an einem Punkt zu konzen­trieren. Er erwirbt vor dem Potsdamer Tor, damals in noch fast unbewohnter, einsamer Gegend, für 22 000 Taler ein Grundstück, auf dem am 10. Oktober 1837 das erste Krankenhaus Berlins, das Elisabeth- Krankenhaus, eingeweiht wird. Mit dem Hause wird eine Ausbildungsschule für Pflegerinnen verbunden. Goßner vermeidet mit Absicht die Bezeichnung „Dia­konissen“; er zieht den Namen „Dienerinnen“ und „Pflegerinnen“ absichtlich vor, weil er auch hier, emp­findsam selbst in einer solchen scheinbar nebensäch­lichen Sache, alles Schablonenhafte und Schematische vermeiden will; hat er doch nicht die Absicht, einen neuen kirchlichen Stand oder Beruf zu gründen; er will nur den Glaubenskräften in der Gemeinde ein Feld zu freier Betätigung eröffnen. Nichts fürchtet er mehr, als daß sich seine Gründung ins Große und Un­persönliche auswachsen könnte. Die Entwicklung aber geht über ihn hinweg, sehr bald stellt sich das Dia­konissenhaus als eine mit Statuten ausgestattete An­stalt dar; 18 Paragraphen regeln die Ausbildung und den Dienst berufsmäßiger Schwestern, von der Probe­zeit an bis in die Fragen der Krankheits- und Alters­versorgung. Goßner persönlich wirkt zwischen den sich aus dem ständigen Wachstum des Werkes ergebenden Ordnungen und Bestimmungen hindurch in souve­räner Einfalt und Eigenständigkeit. Das beweist z. B. eine Geschichte, die im Elisabeth-Krankenhaus von einer Schwesterngeneration zur andern weitererzählt wird. Goßner kommt eines Tages in die Apotheke und

69

sagt zu der dortigen Schwester: „Liebe Schwester, Sie sind nun lange genug hier zur Probe. Knien Sie nieder; ich will Sie jetzt einsegnen!“ Spricht’s und tut’s. Die Apotheke wird zur Kirche, die Schwester kniet nieder, Goßner legt ihr segnend die Hand aufs Haupt. Beide beten . . . Das ganze Statut mit seinen Paragraphen ist durchbrochen; aber was schadet’s! Für einen Augen­blick hat man den stillen Pulsschlag, der das Leben des ganzen Hauses vorwärtstreibt, laut gehört. Das Herz des Werkes aber ist, solange Goßner in ihm ge­lebt hat und in ihm leben wird: Glaube und Gebet. Vor dem letzten Weltkrieg stand das Elisabeth-Diako­nissen- und -Krankenhaus in der Lützowstraße mit seiner Leitung und dem Arbeitsstab bekannter Fach­ärzte, mit seinen 200 Schwestern im Mutterhaus und auf 34 Außenstationen, mit seinen 4 Tochteranstalten, mit seinen modernen Neubauten, mit seinen nach den neuesten hygienischen Gesichtspunkten eingerichteten Operationsräumen, mit seiner geburtshilflichen Ab­teilung, seiner Haushaltungsschule und Diätküche, sei­nem Kindergarten und seinem Winterhilfswerk als ein neuzeitliches Krankenhausunternehmen im Groß­stadtzentrum da. Das Ende des Weltkrieges fand das so reich entfaltete Werk als eine arme Ruine vor, die jetzt in harter, aufopferungsfreudiger Arbeit wieder­aufgebaut wird. Was uns aber als das Wichtigste an ihm und lebenswichtiger als alles andere erscheint, ist dies, daß sein Herz noch schlägt, d. h. daß Goßners Geist in ihm noch lebt und es am Leben erhält. Wer es schlagen hören will, gehe in die neue, strahlende Kapelle des Elisabeth-Krankenhauses und lausche sei­nen Vespern und Metten!

2. Die Goßner-Mission

Senfkornartig sind auch hier die Anfänge. Solange Goßner die Zeitschrift der Basler Christentumsgesell­schaft „Die Sammlungen“ liest — im Jahre 1807 sind

70

bereits fünf Jahrgänge sein eigen — solange ist Goßner auch schon ein Mitarbeiter im Werk der Heiden­mission. Seit seinem Basler Aufenthalt macht er in seinen Privat-Erbauungsstunden regelmäßig Mittei­lungen über den Fortgang der Mission. An der Ein­richtung des Basler Missionsseminars ist er innerlichst beteiligt, und wo er hinkommt, in München, St. Peters­burg und Berlin, sammelt er für die Basler Mission. Im Jahre 1831 tritt er in das Komitee der Berliner Missionsgesellschaft ein und hält bei der Abordnung der ersten Berliner Missionare, am 29. Mai 1833, auf der Kanzel Schleiermachers in der Dreifaltigkeitskirche die Festpredigt, in der er mit geradezu apostolischer Kraft und Klarheit nicht nur die einzelnen Gläubigen, sondern die Kirche als Ganzes vor die Missionsaufgabe stellt.

„Ich behaupte“, so ruft er mit wuchtigen und auch heute noch gültigen Sätzen aus, „evangelische Mis­sionen oder die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist zur Fortpflanzung und Ausbreitung des Christentums, zur Beseligung der Völker, unserer Mitmenschen und miterlösten Brüder, das unerläßlichste, in der Natur des Christentums ge­gründete und zugleich das allergesegnetste und erfreu­lichste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte.“

In derselben Predigt, die 36 Druckseiten umfaßt, breitet der Festprediger vor der Gemeinde eine solche Fülle von Missionsmaterial aus, wie sie nur einem Sachkenner zur Verfügung steht. So ist es nur natür­lich, wenn der erfahrene Schriftsteller und Missions­berichterstatter ein Missionsblatt „Die Biene auf dem Missionsfelde“ herausgibt (1834), das in einer ano­nymen Ausgabe auch die Zollschranken Rußlands pas­siert. Es ist das erste Missionsblatt in Ostdeutschland und besteht als Zeitschrift der Goßner-Mission bis auf

71

den heutigen Tag. Da geschieht das Merkwürdige, daß Goßner bereits im Jahre 1836 von der Zusammen­arbeit mit der Berliner Mission zurücktritt. Der auf­sehenerregende und seitdem von vielen beklagte Schritt hängt mit Goßners oben aufgezeigter Gesamt­auffassung von aller Reichsgottesarbeit zusammen. Das Berliner Komitee will die auszusendenden Missio­nare mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung ausrüsten; Goßner versteht nicht, warum dazu das Stu­dium des Ovid und Homer notwendig ist; Bibel und Gesangbuch erscheinen ihm ausreichend. Er vertritt den Grundsatz, daß für den Missionar, falls er nicht Theologe ist, außer natürlichen guten Gaben ein leben­dig-gläubiges Herz und eine gediegene Bibelkenntnis genügen. Ferner sind es Verwaltungs- und Organi­sationsfragen, die seine Kritik herausfordern. Goßner wünscht, daß sich die Sendboten im Heidenland durch ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt selbst ver­dienen, dem apostolischen Vorbilde eines Paulus ge­mäß; darum tritt er dem Plan des Komitees, den Mis­sionaren ein festes Gehalt zu geben, mit Entschieden­heit entgegen. Auch widerspricht seiner Auffassung von der Verwaltung der Missionsgelder der Beschluß des Komitees, ein eigenes Missionshaus zu bauen. Kurzum, Goßner zieht sich, als man auf seinen Ein­wand nicht hört, zurück und behält nur noch die Schriftleitung des von ihm gegründeten Blattes, in dem er fortlaufend auch über die Vorgänge auf dem Berliner Missionsfeld in Südafrika berichtet, in der Hand. Nicht einen Augenblick denkt er daran, eine eigene Gesellschaft zu begründen.

Da ist es wiederum ein ungewolltes und unvorher­gesehenes Ereignis, das ihn nötigt, andere Wege zu gehen. Am 12. Dezember 1836, 8 Uhr morgens, treten sechs schlichte, durch einen gewissen Herrn Lehmann bereits angemeldete junge Leute in sein Zimmer. Sie haben auf Grund der bestehenden Grundsätze in kei­

72

nem Missionsseminar Aufnahme finden können und treten nun mit dem bescheidenen Wunsche, „als christ­liche Handwerker, Lehrer, Katecheten Lücken aus­füllen“ zu dürfen, an Goßner heran. Dieser kniet mit ihnen nieder und gewinnt im gemeinsamen Gebet die Überzeugung, daß Gott sie zum Missionsdienst ge­brauchen wolle. Damit ist die Entscheidung gefallen. Fortan nimmt Goßner solche Missionsbewerber Jahr um Jahr bei sich auf, bringt sie bei irgendeinem Ber­liner Handwerksmeister, bei dem sie sich das tägliche Brot verdienen, unter und rüstet sie durch ein fleißiges Bibelstudium in den Abendstunden bei sich zu Hause für ihren Missionsdienst zu: das vorbildliche Missions­seminar, wie Goßner es sich wünscht. Und immer noch denkt er nicht daran, eine eigene sendende Missions­gesellschaft zu bilden. Die von ihm vorbereiteten Mis­sionsarbeiter stellt er jedem zur Verfügung, der sie für irgendein Missionsfeld anfordert. So hat Goßner mit dem Schotten Dr. Lang in Australien, mit dem eng­lischen Quäker Start in Indien und mit dem Holländer Heldring in Niederländisch-Indien zusammengearbeitet. Erst als in Indien die Arbeit an den Hindus am Ganges und unter den Kols (heute „Adivasi“ genannt) in Chota Nagpur (Mittelindien) über Erwarten wächst und eine erhöhte Pflege und Betreuung durch die Hei­mat beansprucht, ist als Rückwirkung vom Missions­felde her die Gründung einer eigenen, der Goßnersdien Missionsgesellschaft, erfolgt: versteht sich, nicht ohne den stärksten Widerstand Goßners selber. Aber Re­gierung und Kirchenbehörde bedrängen und zwingen ihn, seine Arbeit organisatorisch zu festigen. Vergeb­lich reicht Goßner, der Bayer, bei seinem König, Fried­rich Wilhelm III. von Preußen, ein Gesuch ein mit der Bitte, ihn in seiner bisherigen einfachen Wirksamkeit zu schützen. Er findet kein Verständnis und wird wiederholt abgewiesen. An den ihm wohlgesinnten Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wil-

73

heim IV., richtet er in derselben Sache ein Schreiben, in dem die bezeichnende Stelle vorkommt:

„Ich kann in Sauls Waffenrüstung nicht gehen, son­dern viel, viel leichter mit meiner alten Schleuder und Kieselsteinen wie David dem Goliath entgegentreten. Wird mir das nicht erlaubt, so werde ich am Ende ganz zurücktreten, um von diesem Konsistorium erlöst zu werden, das voll Maurergesellen ist, die lieber die Mauersteine Zions abbrechen als aufbauen. Hätte ich in der katholischen Kirche so viel für dieselbe ge­wirkt wie hier für die evangelische, so hätten sie mir einen Kardinalshut gegeben. So will ich aber weder den roten Hut noch Strumpf, sondern nur ungestört wirken, solange es Tag ist.“

Aber Goßner bleibt nicht ungestört. Selbst der kleine Ansatz zu einer Organisation, den er macht, indem er 1839 die Leitsätze eines „kleinen Missionsvereins der Bethlehemsgemeinde“ einreicht, findet keine Gnade. Die königliche Antwort lautet ablehnend. Da aber stirbt der König, und sein Nachfolger, Goßners Freund und Gönner, bestätigt durch königliche Kabinetts­ordre vom 28. Juni 1842 den „Evangelischen Missions­verein zur Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen der Heidenländer“ (die heutige Goßner- Mission) und gewährt dem Verein auch die Korpora­tionsrechte, die zum Erwerb von Kapitalien und Grundstücken erforderlich sind, sowie Porto- und Stempelfreiheit. Man könnte über die Hemmungen, die Goßner bei all diesen Organisationsfragen empfin­det, lächeln, wenn nicht durch das ganz absonderliche Gebaren des Mannes jene kindlich-große Angst hin­durchzitterte: die Angst, daß durch das Organisieren das organische Leben verlorengehen könne.

Inzwischen hat das Missionswerk Goßners seinen Fortgang genommen. Die erste feierliche Abordnung Goßnerscher Missionare findet am 9. Juli 1837 in der Bethlehemskirche statt. Goßner selbst sendet während

74

seines Lebens — als er die Missionsarbeit beginnt, ist er bereits 63 Jahre alt — im ganzen 141 Missionare, darunter 16 akademisch-gebildete Theologen, in die Heidenwelt hinaus. Insgesamt sind von der Goßner- schen Mission in hundert Jahren ihres Bestehens (bis 1936), abgesehen von den Missionsschwestern und Mis­sionarsfrauen, 289 Missionare (Theologen und Nicht­theologen) buchstäblich in alle Welt ausgesandt wor­den, und zwar:

nach Australien 23

nach Neuseeland 5

nach Neuguinea 5

nach Samoa 1

nach Guatemala (Gesellschaftsinseln) 2 nach Niederländisch-Indien 21

nach Südafrika 2

nach Westafrika (Kamerun) 8

nach Mauritius 1

nach den Tubuai-Inseln 2

nach Nordamerika und Kanada 43

nach Indien 176

289

Rein zahlenmäßig geht daraus hervor, wie sich der Schwerpunkt der Arbeit immer mehr nach Indien ver­lagert. Die Geschichte der Goßnerschen Mission ist letztlich die Geschichte der Goßnerschen Kolsmission in Mittelindien; alle anderen Missionsanfänge Goß- ners stellen nur ihre Vorgeschichte dar. Unter dem Namen der Kolsmission ist die Goßnersche Mission weltbekannt geworden; auch steht nur noch dieses, freilich größte Missionsgebiet, das Goßnersche Missio­nare je in Angriff nahmen, in Arbeitsverbindung mit der deutschen Goßner-Mission. Dennoch wirkt auch in allen anderen Missionsunternehmungen Goßners, mö­gen sie teils ergebnislos verlaufen oder teils in fremde

75

Hände übergegangen sein, ein solcher Gottessegen fort, daß die Goßnersche Missionsgeschichte ohne diese erste Periode, die wir die Zeit „weltweiter Aussaat“ nen­nen möchten, unmöglich dorthin gelangt wäre, wo sie gegenwärtig steht. Denken wir z. B. an jene erwähnte erste Aussendung, die für Australien bestimmt war! Niemals ist ein Australneger durch einen Goßnerschen Missionar getauft worden. In Jahrzehnten nicht! Sind darum alle Mühen und Opfer, die für diese Arbeit ge­bracht wurden, umsonst gewesen? Wir antworten: Nein! Als die Eingeborenen, bisher durch die euro­päischen Einwanderer mißhandelt und ausgebeutet, sich auch vor den Missionaren mißtrauisch in den Ur­wald zurückziehen, wenden sich die Goßnerschen Send­boten den in Australien eingewanderten Deutschen zu, werden deren Prediger und Seelsorger, gründen Ge­meinden und wirken zu ihrem Teil, wie im besonderen die Missionare Schirmeister und Hausmann, an der Gründung deutscher Kirchensynoden mit.

Durch diese Vorgänge aufmerksam gemacht, richtet Goßner seinen Blick auch auf die nach Amerika aus- gewanderten Deutschen und sendet als erster deutscher Geistlicher seine Missionare auch zu ihnen, den „deut­schen Heiden“, wie er sie nennt. Über 50 Goßnersche Missionare sind als Geistliche bei den Ausländs­deutschen in Nord- und Südamerika tätig gewesen, und die Namen Isensee, Conrad, Gerndt und Lohr werden unter den deutschen Lutheranern Amerikas nicht vergessen sein. Später stehen Goßnersche Missio­nare auch in Polen und Brasilien im Dienst auslands­deutscher Gemeinden.

Dazu kommt die Goßnersche Pioniermission in den holländischen Kolonien, z. B. in Holländisch-Neuguinea. Die Goßnerschen Missionare Geißler und Otto sind die ersten europäischen Sendboten, die den Boden dieser heute weltwirtschaftlich so wichtigen Insel be­treten. Vierzehn Jahre gehen darüber hin, bis die

76

zwei ersten Papuas getauft werden. Otto ist inzwischen gestorben. Mit unsagbarer Geduld harrt Missionar Geißler aus. Er leidet an Wassersucht, und niemals heilen ihm die immer wieder aufbrechenden Wunden zu. Dennoch bleibt er unverzagt. Ein Missionar, ganz nach dem Herzen Goßners, harrt er aus, auch ohne Er­folge zu sehen. Noch nach 25 Jahren zählt man in Holländisch-Neuguinea nur 14 getaufte Papuas. 1930 jedoch, bei dem 75. Jubiläum dieser Mission, gibt es dort 15 000 Christen mit 5 800 Schulkindern und 175 eingeborenen Helfern, und bereits 1934/35 ist die Zahl der Getauften auf 52 322 angewachsen. So bricht die Goßnersche Mission die Bahn, während die Utrechter Missionsgesellschaft die Arbeit fortsetzt, was auch auf die anderen Goßnerschen Missionsanfänge im Malai­ischen Archipel, Java, Celebes und im besonderen die Sangi- und Palaut-lnseln, zutrifft, wo die leiblichen Nachkommen jener ersten Goßnerschen Sendlinge bis in die dritte Generation am Werke standen.

In ähnlicher Weise ist die Erstlingsarbeit Goßner- scher Pioniermissionare auch von anderen nichtdeut­schen Missionen übernommen worden, wie z. B. die aufgeblühte Arbeit in Darjeeling unter den Bergstäm­men im Vorgebirge des Himalaja durch die schottische Staatskirche oder die von Missionar Dr. Prochnow be­gonnene Arbeit von Kotgur aus bis an die Grenzen von Tibet durch die Brüdergemeine.

Um im Bilde zu reden: Der aus einem winzigen Kern gewachsene Baum Goßnerscher Missionsarbeit reckt seine Äste und Zweige weltweit in alle Konti­nente hinein. Unmöglich, daß der eine deutsche Hei­matboden ihn tragen kann. So schneidet Gott im Laufe der Geschichte einen Zweig nach dem andern von dem Hauptstamme ab. Diese Zweige sterben aber nicht, sie tragen ja denselben Lebenskeim in sich wie der ganze Stamm und wachsen als Stecklinge im fremden Boden fort; nur wenige Äste sind es, die, kurz nachdem sie

77

aus dem Stamm hervorgebrochen sind, wieder verdor­ren und völlig eingehen, wie z. B. die Arbeit unter den Gonds in Mittelindien oder die afrikanischen Mis­sionsansätze, bis hin zu der noch im Jahre 1914 be­gonnenen Kolonialmission in Kamerun. Ganz zuletzt, erst mitten im ersten Weltkriege, wird auch der letzte, stärkste Nebenzweig schmerzhaft abgetrennt, der mit dem Hauptstamm, zwar langsam und notvoll, zu einer Einheit zusammenzuwachsen versprach. Das ist die Goßnersche Ganges-Mission, die insofern bedeutsam ist, als sie die einzige wirkliche Hindumission, von einer deutschen Gesellschaft betrieben, darstellte: Mis­sionsarbeit an den uns bluts- und geistesverwandten Hindus. Vielleicht sind für kein anderes Goßnersches Arbeitsgebiet so viele wertvolle Kräfte, so viele Ge­bete und Tränen geopfert worden wie für dieses. Eine ganze Anzahl gottbegnadeter Missionare hat dort am Werke gestanden, wie z. B. der feinsinnige Theologe Sternberg, der originale märkische Bauer Ziemann, der eines Tages nach dem Verkauf seines Gütchens, einen kleinen Koffer in der Hand, gemeinsam mit seiner ebenso wackeren Frau an Goßners Tür anklopft, um nach Indien ausgesandt zu werden, der ebenso sanft­mütige wie kindlich-gläubige Doktor der Philosophie Ribbentrop und endlich der ältere Lorbeer, der, mit missionsärztlicher Gnadengabe ausgestattet, durch das von ihm gefundene Pestserum und Schlangengegengift in ganz Indien bis nach China bekannt wird. Während des ersten Weltkrieges nimmt die englische Regierung der Goßnerschen Mission diese wertvolle Arbeit am Ganges fort und übergibt sie stüdeweise der englischen Staatskirche, den Methodisten und einer nationalindi­schen Mission. Das Erdbeben im Jahre 1934 hat end­lich verschiedene dieser ältesten Goßnerschen Missions­stationen in Indien, wie z. B. Muzafferpur, fast völlig zerstört, so daß die Hoffnung auf eine Rückkehr an den Ganges auch dadurch geschwunden ist. Gottes

78

Hand ist unbeirrbar, auch in der Geschichte der Goß- ner-Mission; die Frage ist nur, welche Erkenntnis sie durch solche schmerzhaft harten Eingriffe schenken und vermitteln will. Die Hindumission am Ganges konnte auf Grund der dort bestehenden religiös-sozia­len Lage (Kastenwesen) nichts anderes tun als nur ganz vereinzelte Menschen aus dem Heidentum her­auslösen. Niemals entstand dort aus diesen einzelnen eine organisch gewachsene lebendige Gemeinde.

Ein Blick nur hinüber nach dem Hauptgebiet der Goßner-Mission unter den Kols („Adivasi“), dem wir unsere Aufmerksamkeit zuletzt zuwenden, und es wird uns deutlich werden, was Gott uns auch durch die un­erbittliche Wegnahme dieses letzten Nebenzweiges Goßnerscher Missionsarbeit sagen will: daß nämlich die Goßner-Mission fortan in Indien keine Mission treiben darf, auch eine Mission am Ganges nicht, es sei denn im engsten organischen Zusammenhang mit der Missionskirche.

Damit sind wir bei der zweiten Periode der Goßner- schen Missionsgeschichte angelangt, die bis in die Ge­genwart hineinreicht und die wir die „missionskirch­liche“ nennen möchten. Am 8. Juli 1844 ordnet Goßner vier Missionare nach Vorderindien ab: den Theologen Schatz, die Lehrer Bätsch und Brandt und den Land­wirt Janke. Am 2. November 1845 schlagen diese Brü­der ihr Zelt in Randii,\*) der Hauptstadt der Provinz Bihar und Orissa und dem Sitz der Provinzialregie­rung (etwa 200 km westlich von Kalkutta, heute 100 000 Einwohner), auf. Am 1. Dezember legen sie den Grundstein zu dem ersten Missionsgebäude auf einem ihnen von dem Radscha von Chota\*) Nagpur geschenkten wertvollen Grundstück.

Die Berg- und Waldstämme, unter denen sie zu missionieren beginnen, und die sie geradezu entdecken, sind Ureinwohner („Adivasi“) und gehören in der

\*) ch: sprich wie tsch.

79

Hauptsache zwei verschiedenen, nichtarischen Rassen an: die Santals, Mundas, Hos, Kharrias der kolari­schen, die Uraus der drawidischen. Fünf Jahre werden die Missionare auf eine harte Probe gestellt; erst am 9. Juli 1850 lassen sich die vier ersten Adivasi taufen. 100 Jahre nach der Erstlingstaufe zählt die junge Goßner-Kirche auf einem Gebiet etwa so groß wie Preußen in 926 Gemeinden, die zu 16 Synoden zusam­mengeschlossen sind, 186 447 Christen, die außer von den deutschen Missionaren von 98 Pastoren, 714 Kate­chisten, 631 Lehrern, 117 Lehrerinnen, 7 Bibelfrauen und rund 1700 unbesoldeten Helfern in Gemeinde- und Schularbeit betreut werden.

Hier stößt die Goßner-Mission zum ersten Male in ihrer Geschichte auf ganze, in sich geschlossene Stam­mesverbände und sieht sich vor die Aufgabe gestellt, eine Volkskirche zu begründen. Dabei zeigt es sich, daß das nur auf einer bestimmten Bekenntnisgrundlage, in diesem Falle der lutherischen, möglich ist. Bis dahin hatten die Goßnerschen Missionare nach dem Vorbilde Goßners eine überkonfessionelle Haltung eingenom­men; sie hatten, je nachdem wohin sie kamen, mit Lutheranern und Reformierten, Quäkern und Bap­tisten zusammengearbeitet. Jetzt baut sich die Kols- kirche bewußt auf dem Grundriß des lutherischen Be­kenntnisses auf. Das liegt auch an den Männern, die nach Goßners Tod die Leitung der Missionsarbeit da­heim und draußen übernahmen.

Goßners unmittelbarer Nachfolger und Erbe seiner Arbeit wird Generalsuperintendent D. Büchsei (fl 889). Ihm folgen im Vorsitz des Kuratoriums sein Amts­nachfolger Generalsuperintendent D. Braun (t 1911) und Oberkonsistorialrat D. Conrad (bis 1922). Die Ge­schäftsführung übernehmen die Missionsinspektoren Dr. J. E. Prochnow (t 1888), Hermann Ansorge (t 1897), Professor D. Karl Plath (f 1901) und Missionsdirektor D. Hans Kausch (t 1927). Im besonderen ist es Pro­

*80*

fessor D. Plath gewesen, der wie kein anderer nach Goßner die Entwicklung der Arbeit beeinflußt hat. Unter seiner Leitung entfaltet sich das Goßnersdie Missionswerk nach innen und nach außen zu dem, was es auch heute noch ist. Ihm vor allem verdankt die Missionskirche in Indien ihr lutherisches Gepräge.

In engster, vertrauensvoller Fühlung mit der heimat­lichen Leitung ringen draußen auf dem Missionsfelde die Missionare um das Werden einer lutherischen Adi- vasi-Kirche. Ihr langjähriger Präses D. Dr. Alfred Nottrott (t 1924) übersetzt die Bibel ins Mundari. Unter seinem Nachfolger, Missionspräses Lic. Johan­nes Stosch, erlebt das Schulwesen der Goßner-Mission, angefangen von der Dorfschule bis hinauf zur Mis­sionshochschule und dem Predigerseminar in Ranchi, seine Blütezeit. Diesen beiden Leitern der Missions­arbeit draußen stehen Missionare von Format zur Seite, wie z. B. Ferdinand Hahn (f 1910), der das Neue Testament in die Uraunspracne, Peter Eidnaes, der es ins Gauwari (Hindiplatt) übersetzt, Heinrich Uffmann (t 1901), der das Aussätzigenasyl in Purulia, heute das größte in Indien, gründet, und Paul Wag­ner (t 1916), der es fortführt.

Der Aufbau der Missionskirche ist nicht ohne Stö­rung erfolgt; ja, zu Zeiten drohen die aufgerichteten Mauern zusammenzustürzen, oft ist der ganze Bau bis auf die Fundamente erschüttert. Der indische Militär­aufstand von 1857, eine Krisis in der Missionarschaft im Jahre 1868, die zur Loslösung von 6 Missionaren und 4000 Christen von der heimatlichen Leitung in Berlin führt, der Einbruch von Gegenmissionen, der englischen hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft und der belgischen Jesuitenmission im Jahre darauf, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sozial- revolutionäre Unruhen, die das ganze Volk aufwühlen, und endlich die beiden Weltkriege stellen die Arbeit immer wieder in Frage. Dennoch schreitet, mitten im

6 Goßner

81

Sturm der Weltgeschichte, der Kirchenbau rüstig vor­wärts. Zehn Jahre (von 1916—1925) sind die deutschen Missionare durch die Feindmächte vom indischen Mis­sionsfelde vertrieben. Da strecken die anglikanische und die römische Gegenmission ihre Hände nach dem Werke Goßners aus — vergeblich! Die Gemeinden bleiben ihrem lutherischen Bekenntnis und der deut­schen Mutterkirche treu. Sie gründen in Abwehr all dieser Unionsversuche die „Autonome Evangelisch-Lu­therische Gönner-Kirche von Chota Nagpur und As­sam“ (am 10. Juli 1919). Unter dem hochherzigen, selbstlosen Beistand der amerikanisch-lutherischen Mis­sion in Südindien unternimmt die junge Kirche ihre ersten tastenden Schritte in die Selbständigkeit. Seit­dem, auch nach der Rückkehr der deutschen Missionare aufs Missionsfeld, liegt die Leitung der Kirche in den Händen eines eingeborenen Kirchenrates, an dessen Spitze ein indischer Pastor steht, und der sogenannten „Mahasabha“, der Generalsynode aller Gemeinde­vertreter, die über die Lage der Kirche berät und Be­schlüsse faßt. Die deutschen Missionare sind als Glie­der dieser Eingeborenenkirche in die Kirche hineinge­stellt, um als geistliche Berater den eingeborenen Kir- chenführern, ihnen nebengeordnet und in engster Soli­darität mit ihnen, bei der Lösung kirchlicher und mis­sionarischer Aufgaben zur Seite zu stehen. Diese Ein­ordnung der europäischen Missionsarbeiter in die Mis­sionskirche ist durch die letzten Visitationsreisen von Missionspräses Lic. Stosch und Missionsdirektor D. Lo- kies nur noch befestigt worden.

Die Goßnersche Missionskirche nennt sich die Kirche von Chota Nagpur und Assam. Assam: das ist die Goßnersche Diaspora. Es ist das Teeland Indiens, das feuchteste Land der Welt. In mehr als tausend Tee­plantagen arbeiten mehr als eine Million Arbeiter, die zu verhältnismäßig günstigen Bedingungen aus ganz Indien angeworben werden. So wandern seit Jahrzehn­

82

ten auch aus Chota Nagpur, dem Stammland der Adi- vasi und dem Hauptgebiet der Goßnerschen Mission, christliche und heidnische Bauern nach Assam in Sdiaren aus. Lange Zeit blieben die Christen ohne jede geistliche Versorgung aus der Heimat. Erst im Jahre 1900 wird ein eingeborener Pastor zu ihnen ab­geordnet. Das ist der Anfang der Goßnerschen Assam- Mission. Bald folgen einzelne Missionare nach. Mis­sionsstationen werden gegründet, und dann setzt eine unermüdliche Reisearbeit von Plantage zu Plantage ein, um die zerstreuten Christen zu Gemeinden zu sammeln. Heute zählen die Assam-Gemeinden zu den lebendigsten im ganzen Kirchengebiet. Assam ist es auch, wo nach dem ersten Weltkrieg durch fremde Hilfe die erste neue Goßnersche Missionsstation ent­steht. Am 25. Oktober 1934 macht der fromme eng­lische Pflanzer Dinning sein Teegartengrundstück in der zentral gelegenen Stadt Tezpur der Goßner-Kirche zum Geschenk. Aber auch die Assam-Christen selbst verstehen es, für die Sache des Reiches Gottes Opfer zu bringen, und wenn die Goßner-Kirche in Indien je einmal auch finanziell selbständig werden sollte, dann wird es zuerst in Assam geschehen.

Die „Autonome Evangelisch-Lutherische Goßner- Kirche von Chota Nagpur und Assam“ hat die Feuer­probe auch des zweiten Weltkrieges bestanden. Infolge der Internierung aller Missionare blieb sie sich selbst überlassen und mußte ihre Selbständigkeit unter Be­weis stellen. Nach dem Kriege wurden alle Missionare repatriiert; nur vier Brüder und Schwestern durften in Indien ihre Arbeit fortsetzen. Inzwischen hat die Neuaussendung von Missionsarbeitern auf Einladung der indischen Kirchenleitung wiedereingesetzt. Diese Zusammenarbeit zwischen der Jungen Kirche und der alten Missionsgesellschaft erfolgt auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens. Alle Missionare arbeiten unter der indischen Kirchenleitung, sie haben freiwillig

6'

83

auf Leitungsbefugnis und Stimmrecht verzichtet und wollen nichts anderes als Freunde und Helfer der Jun­gen Kirche sein. Nur als Ausnahme von der Regel hat die indische Kirche von sich aus eine Organisation ge­schaffen, in der indische Pastoren und deutsche Missio­nare nebeneinander in der Leitung stehen: das sog. „Vereinigte Missionskomitee“, dessen Aufgabe es ist, Pioniermission zu treiben.

Diese Neuordnung zwischen Missionsgesellschaft und Missionskirche entspricht der allgemeinen Lage. Indien, seit August 1947 eine selbständige Republik, gibt sich indischer denn je, und auch die Adivasi sind rassisch erwacht und fordern in der Adivasi-Provinz Bihar eine eigene Adivasi-Regierung. Auch die Adivasi- Kirche ist politisiert, und es gibt unter ihren Führern einige, die geneigt sind, die nationale, kulturelle und soziale Hebung ihres Volkes über seine Missionierung zu stellen. Hier gilt es, wachsam zu sein und die Kirche vor der Gefahr der Verweltlichung zu bewahren. Das geschieht am wirksamsten dadurch, daß sie ihre eigene Missionsaufgabe an den Stammesgenossen sieht und in Angriff nimmt. Es darf der Goßner-Kirche das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie es tut. Sie treibt Mission in Assam (an rund 2 Millionen Adivasi), in der Pro­vinz Bihar selbst, in den früheren Fürstenstaaten Sur- guja und Udaipur und in Zusammenarbeit mit dem „Vereinigten Missionskomitee“ in der neuen Provinz Orissa (unter insgesamt 3 Millionen Adivasi). Hier wurde auch die jüngste Missionsstation Amgao am Brahmanifluß im März 1954 gegründet und mit einem Missionshospital eröffnet.

In der Provinz Orissa entsteht nach und nach das In­dustriezentrum Indiens. Dazu gehört auch Jamshedpur mit seinen Eisenerz- und Kohlelagern, eine Industrie­stadt von 300 000 Einwohnern — mitten im indischen Dschangel. Und dort liegt auch das Dorf Rourkela, um das herum das vielleicht in Zukunft größte Stahlwerk

84

Indiens von der deutschen Firma Krupp & Demag in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung aufge­baut wird. Hier steht die junge, überwiegend bäuer­liche Goßner-Kirche vor der Aufgabe einer Industrie­mission, für die sie sich erst noch zurüsten lassen muß.

Wird die Goßnersche Heimatgemeinde in der Lage sein, der indischen Tochterkirche auch in Zukunft hilf­reich zur Seite zu stehen? Die Goßner-Mission hat durch den Krieg die Hälfte ihres Hilfsgebietes ver­loren (Ostpreußen, Ostpommern, Schlesien). Ihr Haus in Berlin stand lange Jahre als Ruine da. Ihre Freundes­kreise in Ost und West hatten sich zerstreut und muß­ten neu gesammelt werden. So arbeitet die Goßner- Mission seit Kriegsende mühselig an ihrem Wiederauf­bau. Es entspricht dem Geiste ihres Gründers, Johan­nes Evangelista Goßner, daß sie trotzdem und gerade in dieser Notzeit neue missionarische Aufgaben auch in der Heimatkirche übernommen hat. So ist das wie­dererstandene Missionshaus in Berlin zu einem Mittel­punkt des katechetischen Dienstes geworden, der die primäre Missionsaufgabe jeder Kirche, der alten und der jungen, erfüllt: nämlich die Weitergabe des Evan­geliums nicht nur nach draußen an die Heiden, sondern auch nach vorn, an die zukünftige Generation. Im ost­deutschen Raum hat sich ein eigenes Goßnersches Kura­torium gebildet, das die alten Missionsfreundeskreise weiter betreut und auf neuen Wegen (Wohnwagen­arbeit, ökumenische Arbeitslager, Gesprächsmission u. a.) evangelistische Arbeit treibt. Und in West­deutschland ist nach dem zweiten Weltkrieg der Goß­ner-Mission unter der Leitung von Pastor Symanowski im freiwilligen Arbeitseinsatz von Arbeitern und Stu­denten aus allen Ländern und Kirchen ein neues Goß- nerhaus in Mainz-Kastel erwachsen: als Mittelpunkt einer neuartigen Industriemission.

Mit alledem glaubt die Goßner-Mission das Erbe ihres Gründers in seinem Geiste fruchtbar zu machen.

85

Freilich, die Entwicklung der Goßner-Mission ist über Goßner selbst hinweggegangen, sowohl auf dem Mis­sionsfelde wie in der Heimat. Hier wie dort befindet sie sich mit ihrer Arbeit auf dem Wege der von Goß­ner so gefürchteten Verkirchlichung, jedoch nachdem sie im Kirchenkampf neu gelernt hat, was Kirche in Wirklichkeit ist, und wie sie sich zur Welt verhält: daß sie nämlich — ganz im Sinne Goßners — zwar in der Welt und für die Welt, aber nicht von der Welt ist. Aus den Erkenntnissen und Erfahrungen der Bekennenden Kirche heraus wissen sich beide Goßner- Häuser auch an dem Öffentlichkeitsauftrag der Kirche verantwortlich beteiligt und wirken zu ihrem Teil an der Lösung der kultur- und schulpolitischen Fragen (in Berlin) und der sozialpolitischen Fragen (in Mainz- Kastel) mit. Gleichzeitig begleitet die Goßner-Mission die junge, werdende Goßner-Kirche in Indien Schritt für Schritt auf ihrem Wege zur vollen Selbständigkeit und hilft ihr die Probleme lösen, die ihr im eigenen indischen Raum in einer Zeit radikalen Umbruchs auf­gegeben sind. In dieser Situation kann es nur heilsam und dienlich sein, wenn die Goßner-Mission an die geistlichen Kräfte erinnert wird, die das Werk ins Leben riefen und heute noch am Leben erhalten: an die Kraft des Gebets und eines Glaubens, der sich ganz auf Christus als das Haupt seiner Kirche und den Herrn der Welt verläßt.

Persönliches

„Goßners cholerisches Temperament, wenn es auch oft derb herausfuhr, äußerte sich daneben so genial als innig zärtlich, daß man ihm unmöglich zürnen konnte, wenn man ihn in seiner Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte.“ So lautet das Urteil des Basler Kreises über den jungen katholischen Freund. In der Tat entlädt

86

sich das Temperament Goßners oft in leidenschaftlichen Ausbrüchen, besonders auch in den Predigten. Man verkitscht das Bild Goßners völlig, wenn man sich ihn nur als den guten alten Mann vorstellt, der sich, das Samtkäppchen ins Silberhaar gedrückt, freundlich­ernst in den Armsessel zurücklehnt. Man macht sich dann derselben Verzeichnung schuldig, die vielfach auch dem Evangelisten widerfährt, nach dem Goßner getauft ist, Johannes, der ja auch nicht nur der Apo­stel der Liebe, sondern zugleich auch der „Donners­sohn“ war. Goßner kann sehr scharf und herb sein, im Alter ist er kurz angebunden, poltert gern und erweckt den Eindruck eines in sich verschlossenen Sonderlings. Und doch ist Goßner allen, die ihm nahekommen, zeit seines Lebens ein treuer und inniger Freund gewesen. Wie ein Tief alles in seinen Wirbel hineinzieht, so ist es die Glaubenstiefe Goßners, die immer weitere Kreise christusgläubiger Menschen anzieht. Goßners Freun­deskreise erstrecken sich zuletzt über alle Kontinente: Menschen, die auf eine wunderbare Weise unter sich und mit Goßner verbunden sind, angefangen von den Freunden seiner Jugend bis hin zu seinen Missionaren in Asien, Afrika und Amerika, bis hin zu den Ge­treuen seiner letzten Jahre und Tage, dem Privatmann Tesmer, der Goßner das Gartenhaus schenkt, in dem er seinen Lebensabend verbringt, bis hin zu dem alten Tkamm und der Schwester Alwine, die ihm noch in den letzten Stunden zur Seite stehen.

Seinen Freunden gegenüber zeigt sich Goßner auch von einer Seite, die den Außenstehenden fast völlig verborgen bleibt: er hat Humor, ja einen wundervol­len Humor. Schon der Basler Freundeskreis berichtet, wie der junge katholische Priester die Zusammen­künfte im „Kämmerli“ durch „interessante humori­stische Mitteilungen“ würzt. In St. Petersburg weiß Goßner sich der herzlichen, aber etwas lauten und auf­reibenden Geselligkeit russischen Lebens geschickt zu

87

entziehen. Erscheint er aber als außergewöhnlicher Gast in einem befreundeten Hause, dann kann er geistvoll, heiter und auch einem derben Witz nicht unzugänglich sein. Kopfhängerisches Wesen ist ihm zu­wider. „So viel tiefe, ernste Frömmigkeit das ganze Wesen des treuen Mannes auch durchdrang, war er doch auch recht heiter und voll sprudelnden Witzes in Gesellschaft, besonders, wenn er sich mit der Pastorin Zahn (Tochter der bekannten, Goßner schon früh be­freundeten Anna Schiatter) unterhielt und diskutierte“, schreibt Marianne von Below über Goßners Aufenthalt bei den pommerschen Freunden in Seehof. Wieviel Humor verraten auch die Briefe und Berichte Goßners! Einmal, als er von dem heiligen Muß seines Evange­listenberufs schreibt, bezieht er sich scherzhaft auf den damals vielberufenen Begründer der Schädellehre, Dr. Gail, und bemerkt:

„Es geht uns wie den diebischen Leuten; sie lassen’s Stehlen nicht und können es nicht lassen, sie sind orga­nisiert dazu nach Galls Schädellehre. So hat es uns auch der Heilige angetan und uns organisiert, daß wir es nicht lassen können.“

Einmal sucht Goßner für einen türkischen Schal, der ihm zum Besten des Elisabeth-Krankenhauses gestiftet worden ist, im Jahresbericht eine Dame, die aus christ­licher Liebe türkisches Tuch — man sieht Goßners Augen dabei lächeln — zu tragen bereit sei.

Humor ist immer ein Zeichen von Überlegenheit. Goßners Humor entspringt aus der Weltüberlegenheit, die ihm der Glaube an Christus schenkt. So kann er selbst in den Tagen der Verfolgung und öffentlichen Verleumdung überlegen lächeln. Nach seiner Auswei­sung aus St. Petersburg werden auf Anordnung der Polizei sein Porträt und seine Schriften verbrannt. Er schreibt dazu: „Laßt sie nur den Ofen heizen und denkt an die Knaben in Babylon! Dort hat man auch viel Holz umsonst verbrannt.“ Damals geht sein Name,

88

und zwar im üblen Sinne, durch die Zeitungen. Er «teilt es mit den Worten fest:

„Mein Name steht nun in allen deutschen Zeitungen. Ich habe ihn aber nicht gelesen, ich kenne ihn schon. Das wollen wir nicht scheuen und nicht fürchten und deswe­gen uns kein Haar ausreißen. Aber freuen wollen wir uns, daß unsere Namen im Buch des Lebens stehen, und Sorge tragen, daß sie dort nicht ausgelöscht werden.“ Humor ist aber auch ein Zeidien für sieghaft über­wundenes Leiden. Goßner hat in seinem Leben viel und tief gelitten; aber nichts hat ihm so weh getan wie seine Ausweisung aus der Petersburger Gemeinde. Dafür sind zwei Berliner Berichte, geschrieben kurz vor der Übersiedlung nach Rußland und kurz nach seiner Rückkehr von dort, ein beredtes Zeugnis. Weil sie soviel Persönliches enthalten und Goßners Persön­lichkeit, auch sein Äußeres, in lebensvollen Zügen schil­dern, seien sie mitgeteilt:

„Welch ein lieber, herzlicher Mann Gottes, wie ich noch kaum einen gefunden habe, von solchem Geist und Scharfblick, so voll Mut, Freudigkeit, Demut, Ein­falt! — Er war in dem neuen Kreise gleich bekannt und zu Hause, ganz Zutrauen, Herzlichkeit und heitere Liebe, mitteilend aus überfließender Fülle des Geistes und Herzens. Überhaupt hat sein ganzes Wesen soviel Ungezwungenes, Natürliches, Fröhliches und Aufge­tanes; dabei in allem soviel Kraft und Kern, daß man sich gleich zu ihm hingezogen fühlt und man sich ihm ganz hingeben kann. Es ist auch keine Spur von affek­tierter und gemachter Manier an ihm, alles ist Wahr­heit und Leben, mehr derb und treffend als weich und gefühlvoll, durch und durch gesund.“

Wir spüren es den Worten ab, daß hier die Liebe und die Begeisterung die Feder führen. Und dann heißt es von dem aus St. Petersburg Zurückgekehrten, in vieler Hinsicht Veränderten das andere Mal:

„An Stelle der zarten Innigkeit und Feinheit war

89

durch den Einfluß der gewaltigen Erfahrungen ein größeres Maß des Geistes getreten, wie es etwa Paulus zwischen den Thessalonicher- und Korintherbriefen empfangen haben muß, aber auch eine rauhere Form. Durch den Schmerz einer gewaltsamen Trennung von einer geliebten Gemeinde tief zerrissen, erschien er wie die Bärin, der man die Jungen geraubt hat. In seinen Zügen war zu lesen: Hinfort mache mir niemand wei­ter Mühe; ich trage die Malzeichen des Herrn an mei­nem Leibe (Gal. 6, 16).“

Goßner ist nichts Menschliches fremd geblieben. Einst, in Dirlewang, kommt über den jungen katho­lischen Pfarrer auch die Liebe. Und als damals durch die katholische Presse Bayerns das Gerücht geht, es solle in einer Zeit so vieler Umwälzungen auch die Ehelosigkeit der katholischen Priester aufgehoben wer­den, da liest Goßner die Nachricht mit brennenden Augen. In seinem Tagebuch stellt er sich, zerquält und zerrissen, immer wieder die Frage, ob er die „ge­wünschte Verbindung“ eingehen dürfe oder nicht. Ein­mal schreibt er:

„Das Christentum geht nicht auf die Zerstörung der Natur, sondern des Verderbens. Die Natur ist Gottes Werk, nicht des Teufels. Wenn ich nun des Teufels Werk zerstören will, so muß ich Gottes Werk nicht angreifen. Das Fleisch kriegt nur mehr Gewalt, wenn man dem Leib zuviel tut; denn es wird ein desperater Zustand daraus. Man fängt an, was man nicht hinaus­führen kann, und fällt greulich zurück; dann lästert die Welt: Seht die schönen Christen!“

Ein anderes Mal nimmt er seine Zuflucht zum Gebet:

„Herr, wenn es eine Versuchung des Fleisches oder des Teufels ist, so zerstöre und zertritt den Satan unter unseren Füßen und gib uns Ruhe und Frieden! — Willst du, daß wir dir allein — außer der gewünsch­ten Verbindung — anhangen und mit reiner Liebe und mit reiner Seele dir dienen sollen, so gib uns die

90

Gabe — niemand nimmt sie sich selbst — du gibst sie, sonst wäre es nicht Gabe. Willst du jedes ganz nur für dich haben — so nimm, was dein ist und du dir so teuer erkauft hast! Siehe, hier sind wir! — Aber bewahre, bewahre du das Deine! — Ich kann mich nicht bewahren!“ —

Die Frau, um die es in diesem Kampf geht, Ida Bauberger (häufig auch nur Idda oder Itta genannt), ist im Spätsommer 1803 als Haushälterin Goßners in das Pfarrhaus in Dirlewang eingezogen. Ein halbes Jahrhundert ist sie dann bei Goßner geblieben, hat ihn überallhin begleitet und hat alles Leid, alle Ver­folgung und alle Schicksalsschläge, allen Kampf, aber auch allen Sieg mit ihm geteilt. Goßner bleibt unver­heiratet. Itta wird seine treue Schwester, die neben dem vielbewegten Haushalt, den sie lange Jahre zu­sammen mit der bayrischen Magd Nanny versieht, auch manche seelsorgerliche Arbeit an Frauen, die Goßner nicht übernehmen kann, übernimmt. Im Äuße­ren unscheinbar, oft schwer krank und ständig leidend, ist sie, wie eine gute Freundin des Hauses über Itta geurteilt hat, „Goßners milderndes, ausgleichendes Prinzip“. Als sie am 25. Oktober 1850 nach einem solch schweren Leiden, daß selbst die „baumstarken“ Nerven Goßners reißen, heimgeht, steht dieser einsamer denn je da. Ihr ganzes Vermögen vermacht die treue Freun­din den Missionsanstalten Goßners.

Warum Goßner nicht geheiratet hat? Nicht, weil er die Ehe geringschätzt oder gar ablehnt. Als sein Freund Lindl, römisch-katholischer Priester gleich ihm, in Ruß­land heimlich heiratet, segnet Goßner diese Ehe ein. Er hat auch später den Schritt seines Freundes, obwohl dadurch auch auf ihn ein schlechtes Licht fiel, nie ver­urteilt. Wenn Goßner nicht heiratet, dann geschieht es aus denselben Gründen, aus denen er in Basel nicht zur evangelischen Kirche Übertritt, so sehr es ihn da­nach verlangte. Goßner kehrt aus Basel als katholischer

91

Priester in die katholische Kirche zurück, um dort das Evangelium zu verkündigen. Wäre er damals evange­lisch geworden, so hätte er die Möglichkeit, seinen katholischen Landsleuten noch einmal das Heil in Christo anzubieten, nicht gehabt; er hätte sie erst recht nicht gehabt, wenn er geheiratet hätte. So handelt es sich hier wie dort um ein Opfer, das Goßner um seines Glaubens und um seines Amtes willen bringt. Zu der­selben Zeit, als sein Freund Spittler in Basel die Hoch­zeit rüstet, fällt bei Goßner die gegenteilige Entschei­dung. Er schreibt an Spittler:

„Hast du noch nicht Hochzeit gehabt? Wie lange noch? Bei mir ist’s nun vorbei, ich habe mich entschlossen, ledig zu bleiben, wie St. Paulus wünscht; und der Herr stärke, belebe, bewahre und segne mich! Ohne ihn ver­mag ich nichts; mit ihm, hoffe ich, soll mir alles mög­lich werden, was ich. nicht vermessentlich und freiwillig, sondern um seines Verhängnisses willen wagen muß.“ Gott hat Goßners Wagnis gesegnet. Im Opfer, in der Hingabe, in der Selbstaufgabe findet Goßner mehr und mehr die Erfüllung und Vollendung seines Lebens. „Wenn ich ihn nur habe, laß ich gern mich selbst.“ Unter dieser Parole lebt und stirbt er. Als er am 30. März 1858 heimgeht, zehn Jahre nachdem er sein Pfarramt an der Bethlehemsgemeinde niedergelegt hat und in sein Gartenhaus am Elisabeth-Krankenhaus ge­zogen ist, sind seine letzten Worte: „Mein Lämmlein, Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausge­zogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir!“

Am Karfreitag wird Goßner in der Bethlehemskirche aufgebahrt, am Sonnabend vor Ostern auf dem mit dem alten Jerusalemsfriedhof verbundenen Friedhof der böhmischen Gemeinde neben der Ruhestätte seiner treuen Glaubensgefährtin Itta bestattet.

„Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt’s allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte“ (Joh. 12, 24).

92

Geschichte der Goßner-Mission

1. Gründungszeit

Herbst 1831: Eintritt Goßners ln das Komitee der Berliner Missionsgesellschaft

29. Mai 1833: Predigt bei der Aussendung der ersten fünf Missionare der Berliner Mis­sionsgesellschaft

Seit 1834: Herausgabe des Mis­sionsblattes „Die Biene auf dem Missionsfelde“

1836: Goßners Austritt aus dem Komitee der Berliner Mis­sionsgesellschaft

1. Dezember 1836: Gründungs­tag der Goßnerschen Mission
2. Periode der „weltweiten Aussaat“

9. Juli 1837: Erste Aussendung Goßnerscher Missionare nach Australien

1. Juli 1838: Abordnung von Missionaren nach Kalkutta, die Goßner dem Baptisten Start zur Verfügung stellte (Beginn der Ganges-Mission)

Goßnersche Missionare kom­men:

1. nach der Südsee
2. nach Nordamerika

1842 nach Neuseeland

1. nach Chatam
2. nach der Goldküste
3. nach Java
4. nach Neuguinea

1854 nach Südafrika

1857 nach den Talau-Inseln

1. Missionskirchliche Periode: Mission unter den Adivasi (früher „Kols“ genannt)
2. Juli 1844: Abordnung der

ersten vier Adivasi-Missio- nare Schatz, Bätsch, Brandt und Janke in der Bethle­hemskirche zu Berlin

1. Dezember 1844: Ankunft der Missionare in Kalkutta

2. November 1845: Gründung

der Missionsstation Ranchi

1. Juli 1850: Taufe der ersten vier Adivasi

Gründungder Missionsstationen: 1853 Singhani 1863 Purulia 1867 Chaibassa

1. Burju
2. Govindpur
3. Lohardagga 1873 Takarma 1892 Chainpur

1895 Gumla und Khutitoli

1. Chakradharpur
2. Kinkel
3. Rajgangpur
4. Tamar, Tinsukia (Assam) und Jorhat (Assam)
5. Karimatti
6. Koronjo
7. Jharsuguda
8. Baithabhanga (Assam)

1912 Kondra

1916: Vertreibung der deutschen Missionare vom indischen Missionsfeld

1. Juli 1919: Gründung der

„Autonomen Evangelisch-Lu­therischen Goßner - Kirche von Chota-Nagpur u. Assam“

6. September 1925: Rückkehr

der deutschen Missionare aufs indische Missionsfeld und erste Visitation nach dem ersten Weltkrieg

25. Oktober 1934: Gründung der Missionsstation Tezpur in Assam

1935/36 und 1938—1947 (einschl. Internierung) Visitations­reisen von Präses Lic. Stosch

1953/54 Visitationsreise von Mis­sionsdirektor D. Lokies

1. März 1954: Grundsteinlegung des Hospitals in Amgao

93

In unserer Biographienreihe
**„Bücher, die das Leben schrieb“**

erschienen bisher:

B a n d 1
Otto Funcke

**Die** Fußspuren Gottes in meinem Lebenswege

In Neubearbeitung herausgegeben von Dr. Friedrich Seebaß 28. Auflage. 312 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50 Diese entzückenden Berichte aus einer Welt, die noch nicht aus den Fugen gegangen war — in einer bezaubernden Aus­stattung herausgebracht —, werden vielen Freude machen.

Band 2

Friedrich Zündel

Johann Christoph Blumhardt

Neubearbeitet von Dr. Heinrich Schneider 16. Auflage. 347 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50 Das Buch Zündeis, das bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien, hat auch heute noch nichts von seiner Bedeutung eingebüßt. In einer Zeit, in der Wun­derleugnung und Wundersucht in gleicher Weise unter uns Triumphe feiern, führt dies Buch in die Welt urchristlicher Kräfte und Realitäten, an denen unsere Kirche so arm ge­worden ist.

B a n d 3

Friedrich Seebaß

Jeremias Gotthelf

Pfarrer, Volkserzieher und Dichter XII, 290 Seiten. Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50 Es ist nicht wahr, daß das Werk von Jeremias Gotthelf der heutigen Zeit nichts mehr zu sagen hat. Natürlich gehört etwas dazu, sich in seine Werke hineinzuversetzen. Wer aber dazu den Mut gefunden hat, wird von dem kraftvollen Schwarzbrot, das er bietet, und der so selbstverständlich anmutenden Gläu­bigkeit mitgerissen. Es ist deshalb ein Vorteil, daß die vorlie­gende Biographie neben der Lebensgeschichte des Dichters und Einführung in das Werk auch zahlreiche glücklich ausgewählte Leseproben enthält.

B a n d 4

Theodor Kappstein

Emil Frommei

Seelsorger und Menschenfreund 3., durchgesehene Auflage. XII, 275 Seiten Halbleinen DM 8,50, Halbleder DM 9,50 Der in hohem Alter noch lebende Verfasser hat Emil Frommei persönlich gekannt und in enger Beziehung zu ihm gestanden. Das gibt dieser Biographie ihre Frische und Originalität. Die Darstellung schöpft aus zwei Quellen: aus Emil Frommeis Bü­chern und aus dem Schatz der persönlichen Erinnerungen des Verfassers.

BRUNNEN-VERLAG GMBH • GIESSEN UND BASEL

Das **Lebensbild einer Frühvollendeten**

' h'Ulietm'-Kftfi

61N
KIND
D6S
LICHTS

Wilhelm Weber

Ein Kind des Lichts

13. Auflage (64.—72. Tausend). 144 Seiten. Kartoniert DM 3,—
Aus dem Inhalt:

Werden und Wachsen: Aus ihren ersten Jahren — Heilsverlan-
gend — Gefahren und Aufklärung der Jugend — Sonnenauf-
gang — Kinderbekehrung — Seelsorgereinfluß — Im Gnaden-
stande.

Zugerüstet und heimgeholt: Am Wendepunkt ihres Lebens — Wetterzeichen — Näher, mein Gott, zu dir! — „Ich hab’ von ferne, Herr, deinen Thron erblickt“ — Ihr Kranken- und Sterbebett — Ihre letzten Tage — Erbetene Zeugnistage — Ihr Heimgang — Nachklang.

Lydia Weber, die Tochter des Verfassers und bekannten Evan­gelisten, fand früh den Heiland und wurde in ihrem kurzen Leben vielen zum Segen. Das Lebensbild will der Verherr­lichung Jesu dienen und das Lob seiner Gnade künden. Es möchte vor allem der Jugend bezeugen, daß frühe Gnade ganz besondere Heils- und Lebensgnade ist.

BRUNNEN-VERLAG GMBH • GIESSEN UND BASEL

**Zwei Bücher über Billy Graham**

Charles T. Cook

Das ist Billy Graham

Werden und Wirken eines Evangelisten unserer Zeit
Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Mell
2. Auflage (7.—12. Tausend)

140 Seiten. Kartoniert, mit zweifarb. Schutzumschlag DM 4,—
Aus dem Inhalt:

Wer ist Billy Graham? — Erweckung in Los Angeles — Es ge­schah in Boston — Der Werdegang des Evangelisten — Ein Evangelist für die Jugend — Das Feuer breitet sich aus — Noch ein wunderbares Jahr — Von Washington nach Neu­mexiko — An der Front in Korea — Die denkwürdigen Evan­gelisationen des Jahres 1953 — Was wird aus den Bekehrten? — Rundfunk, Fernsehen und Film — Billy Grahams Mitarbeiter — Das Geheimnis seiner Erfolge. Ansprachen von Dr. Billy Graham: Heiliger Geist und Erweckung heute — „ . . . und hätte der Liebe nicht“ — Siegreiches Leben — Ein­sam und verzweifelt — Friede auf Erden.

Billy Graham

Ein Evangelist detr Neuen Welt
Herausgegeben von Wilhelm Brauer
Geleitwort von Prof. D. Dr. Karl Heim
4. Auflage (31.—40. Tausend)

80 Seiten, mit Kunstdruck-Bildbeilage. Kartoniert DM 2,—
Aus dem Inhalt:

An sprachen von Dr. Billy Graham: Das Werk eines Evangelisten — Die Evangelischen und die Erweckung — Die Stunde der Entscheidung — Zusammenhalten! — Dies ist Got­tes Stunde! — Der neue Lebensweg.

Zeugnisse über Dr. Billy Graham und seine
Arbeit:

„Der Wind bläst, wo er will . . .“ (P. Wilhelm Brauer) — Stehen wir vor einer Erweckung? (Pfr. Dr. J. F. Laun) — Billy Graham — und wir (Pfr. J. A. Neidhart) — Evangelist Gottes oder Blender? (P. Hagen Katterfeld).

BRUNNEN-VERLAG GMBH • GIESSEN UND BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

1. E. Senf: Friedrich von Bodel- schwingh. Der Vater des Be­thel-Werkes.
2. W. Busch: Pastor Wilhelm

Busch. Ein fröhlicher Christ.

1. A. Münch: Johann Christoph Blumhardt. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
2. F. Seebaß: Carl Hilty. Jurist, Historiker und Christ.
3. E. Bunke: Samuel Keller. Got­tes Werk und Werkzeug.
4. M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.

7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.

9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede. Die Freundin der Gefangenen und Armen.

11 M. Spörlin: Heinrich Jung-

Stilling. Wanderer an Gottes Hand.

12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christen­heit.

1. F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
2. A. Both: Eva von Tiele-Winck- ler. Die Mutter der Verein­samten.

16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.

18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa. Der Samurai Jesu Christi.

1. E. Bunke: Curt von Knobels­dorff. Der Herold des Blauen Kreuzes.
2. H.Petri: Henriette von Secken- dorff. Eine Mutter der Kran­ken und Schwermütigen.

22/23. A. Pagel: Jakob Gerhard En­gels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.

24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisa­tion in Deutschland.

25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hau­ser. Ein Hoffnungsleben.

27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter.

Künstler und Christ.

Band

29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker. Gottes Kraft in einem Schwa­chen.

31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee,

Tante Hanna, Mutter Fisch­bach. Drei Frauen im Dienste Jesu.

33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.

35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.

1. E. Bunke: C. H. Spurgeon. Pre­diger von Gottes Gnade.
2. W. Michaelis: Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
3. O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
4. F. Rudersdorf: J. Hudson Tay­lor. Sein Werk und seine Mis­sionsmethoden.

41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rap- pard. Ein Zeuge Jesu Christi.

43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.

45 G.Geiß: Johann Albrecht Ben­gel. Gottesgelehrter und Ewig­keitsmensch.

46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Bau­meister Gottes im Schwaben­land.

48 G. Geiß: Dwight L. Moody.

Vom Kaufmann zum Evan­gelisten.

49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seel­sorger.

51/52 F. Seebaß: Karl Büchsei. Aus den Erinnerungen eines Land­geistlichen.

53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.

55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.

57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.

59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb.

Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

